



ORIENTIERUNG

Nr. 22 70. Jahrgang Zürich, 30. November 2006

GIUSEPPE ALBERIGOS «KLEINE GESCHICHTE des Zweiten Vatikanischen Konzils», die in diesem Herbst in deutscher Übersetzung mit dem Titel «Die Fenster öffnen. Das Abenteuer des Zweiten Vatikanischen Konzils» erschienen ist¹, verbindet die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung mit den Erinnerungen eines engagierten Zeitzeugen. Im Vorwort begründet er die Publikation einer «kleinen Konzilsgeschichte» nach dem Abschluß der großen wissenschaftlichen fünfbandigen Darstellung über das Zweite Vatikanische Konzil² mit dem Verweis auf jene Generation von Christen, für die das Zweite Vatikanische Konzil nicht mehr zur bewußt wahrgenommenen eigenen Lebenszeit gehört: ««Was wissen meine erwachsenen Kinder und vor allem meine Enkel und Enkelinnen und so viele ihrer Altersgenossen von diesem Abenteuer, das nun ein halbes Jahrhundert zurückliegt?» Es ist diese Frage, die mich angetrieben hat, die *Geschichte*, (...) neu zu schreiben – in einer Form, die auch denjenigen gut zugänglich ist, die damals vielleicht noch gar nicht geboren waren, die aber eine christliche Wirklichkeit vor Augen haben, die durch ebendieses Ereignis tiefgreifend verändert worden ist.» (13)

«Die Fenster öffnen ...»

Diese Absicht ermöglicht es dem Autor, eine die eigene Lebensgeschichte mitreflektierende *Re*-Lektüre der Geschichte des Zweiten Vatikanischen Konzils zu schreiben, und gleichzeitig benützt er diese Gelegenheit, um Einsichten, die ihm im Verlaufe der Arbeit und dann beim Abschluß der «großen Konzilsgeschichte» deutlicher ins Bewußtsein getreten sind, bei der Niederschrift der «kleinen Konzilsgeschichte» zu ihrem Recht kommen zu lassen. Im Blick stehen dabei die Ereignisse und die Auswirkungen der zwischen den einzelnen vier Sitzungsperioden liegenden Arbeitsphasen, der sog. *Intersessionen* in ihrer Bedeutung für die Dynamik der Konzilsberatungen insgesamt. Giuseppe Alberigo hat schon bei einem frühen Rückblick auf die «große Konzilsgeschichte» darauf aufmerksam gemacht: «Nur nach und nach [*scil.* bei der Abfassung der «großen Konzilsgeschichte»] wurde man sich der Tücken bewusst, welche die langen Perioden der «*intersessiones*» darstellten, während deren die Konzilsarbeit weiterging, sowohl in den Kommissionen als auch in den Kontakten zwischen den Bischöfe oder im Austausch zwischen den Theologen. Auf lange Sicht wurde sichtbar, dass die Aktivität während der *Intersessionsphasen*, wenn sie auch die Fortsetzung der vorausgehenden Sitzungsperiode waren, sich notwendigerweise auf die folgende Periode der Konzilsdebatten auswirkte und dass sie daher eigentlich eher zum Anfang der neuen Periode als zum Ende der vorausgehenden behandelt werden sollte.»³ In seiner «kleinen Konzilsgeschichte» trägt er nun dieser Einsicht Rechnung, indem er die *Intersessionen* zwischen der zweiten und dritten bzw. der dritten und vierten Sitzungsperiode als Vorgeschichten der jeweils nachfolgenden (dritten bzw. vierten) Konzilssession darstellt.

Der Gewinn, welchen diese Verschiebungen für die historiographische Darstellung bringen, ist größer als man beim ersten Hinsehen vermuten könnte. Nicht nur werden die Ereignisse in den *Intersessionszeiten* angemessener gewürdigt, sondern ebenso werden die Vorgänge und Entscheidungen in der entsprechenden (dritten und vierten) Konzilssession deutlicher erkenn- und verstehbar. Außerdem gewinnt die Darstellung des Gesamtvorgangs an Dynamik, werden doch die jeweiligen Vorgeschichten enger mit der Darstellung dessen verknüpft, was sie vorbereitet und damit auf den Weg gebracht haben. Diese Dynamik durchzieht die «kleine Konzilsgeschichte» in der Folge der fünf Kapitel, in denen die Vorbereitungszeit unter Papst Johannes XXIII. und die vier Sitzungsperioden des Zweiten Vatikanums unter den Päpsten Johannes XXIII. und Paul VI. dargestellt werden. Sie findet ihren prägnanten Ausdruck im abschließenden sechsten Kapitel «Neue Jugendlichkeit für die Kirche», in welchem Giuseppe Alberigo einen Rückblick auf das Konzilsereignis wirft, eine Skizze seiner Rezeption durch die Gesamtkirche vorlegt und Rückblick und Skizze gegeneinander abwägend fragt, ob das Konzil seiner Aufgabe gerecht geworden sei.

KONZIL/THEOLOGIE

«**Die Fenster öffnen ...**»: Zu einer neuen Konzilsgeschichte von *Giuseppe Alberigo* – Wissenschaftler und Zeitzeuge – Für die nachgeborene Generation geschrieben – Die Bedeutung der Arbeitsphasen zwischen den einzelnen Sitzungsperioden – Fortschritte und Versäumnisse – Eine Sprachlehre des Glaubens. *Nikolaus Klein*

LITERATUR

Die innere Bedrohung: *John Updikes* neuer Roman «*Terrorist*» – Eine Erzählung aus dem Herzen einer verletzten Nation – Abstecher in den *melting pot* des urbanen Raums – Auswirkungen eines fundamentalistischen Milieus – Radikalisierung eines gläubigen Jugendlichen – Die westliche Zivilisation mit neuen Augen betrachtet – Jack Levy als Gegenfigur zum jugendlichen Ahmed – Blick auf die Absurdität der westlichen Gesellschaft – Aus der Innenperspektive der zwei Protagonisten geschrieben – Eine amerikanische High School als unwirtlicher Ort – Persönlicher Freiheitswunsch und gesellschaftlich hervorgebrachte Unfreiheit – Weltfremdheit und allmähliche Radikalisierung – Fundamentalist und Atheist am Wegkreuz – Die westliche Gesellschaft und ihre Feinde – Ein Chronist und Kritiker des amerikanischen Traums.

Thilo Rissing, Münster/Westf.

THEOLOGIE/KINDER

Studieren mit Theo und Sophia: Das Linzer Konzept einer theologischen Kinderuniversität – Ein neuartiges Bildungsangebot für Kinder und seine Wirkungsgeschichte – Das Linzer Angebot im Rahmen einer kleinen Hochschule – Fragen und Sichtweisen der Kinder – Philosophieren mit Kindern im Anschluß an Matthew Lipman, Gareth B. Matthews und Ludwig Freese – Wissenschaftliches Arbeiten beginnt mit Fragen – Vorbereitung durch ein internes Fortbildungsseminar – Dialogischer Charakter des Theologietreibens – Vorlesungen und Seminare – Uni-Atmosphäre schnuppern – Die Handpuppen «Theo» und «Sophia» erklären Aufbau und Arbeitsweise einer Universität – Bildung ist mehr als Ausbildung – Von Bibliotheken und Büchern – Von Dozenten und ihren Erfahrungen.

*Silva Habringer-Hagleitner
u. Michael Rosenberger, Linz*

ZEITGESCHICHTE

«**... wie man wurde, wer man ist**»: Zu den Memoiren des Journalisten und Historikers *Joachim Fest* – Bild einer Jugendzeit im Nationalsozialismus – In der Tradition des deutschen Bildungsbürgertums – Der Vater als Vorbild – Die Familie als Schutzraum – Konflikte und Kontroversen – Was man wissen konnte, wenn man es wollte – Freunde und Feinde – Schlaglichter auf die Nachkriegssituation – Vorbehalt gegen die großen Welterlösungsformeln.

Rupert Neudeck, Troisdorf

Es wäre nun ein Mißverständnis, wenn man von einer «gemischten Bilanz» sprechen würde, die am Ende des Buches formuliert werde. Unbestreitbar ist, daß Giuseppe Alberigo durchgehend darauf hinweist, wie die pastorale Prägung des Zweiten Vatikanischen Konzils und dessen Zielsetzung des «Aggiornamento» einen für die Bischöfe, die Theologen und die eingeladenen offiziellen nichtkatholischen Beobachter unerwarteten Ausdruck fand, indem jene die Erfahrung machten, daß sich ihnen in den oft kontroversen Beratungen ein vertieftes Verständnis des Glaubens und eine engagiertere Wahrnehmung der Welt erschloß. Wenn Giuseppe Alberigo vom «Konzilsereignis» spricht, so meint er diesen Sachverhalt eines neu gewonnenen Glaubens- und Weltverständnisses, das nicht abstrakt gefunden, sondern in den geschichtlichen Ereignissen des Konzils sich den Beteiligten oft blitzartig, oft aber auch erst mühsam erschloß. Gleichfalls unbestreitbar ist, daß Giuseppe Alberigo eine Reihe von Chancen nennt, die von der Mehrheit der Konzilsteilnehmer nicht erkannt und deshalb auch nicht ergriffen worden sind: «Eine Hypothese, wie die von [scl. Kardinal Giacomo] Lercaro, der Anfang Dezember 1962 für ein Konzil plädiert hatte, das die evangelische Armut in allen ihren geistlichen, kulturellen und institutionellen Dimensionen in den Mittelpunkt seiner Bemühungen stellen sollte, war trotz des unter den Bischöfen der Dritten Welt geweckten Interesses ins Leere gelaufen. Dasselbe Los widerfuhr dem von Patriarch Maximos IV. vorgebrachten und von vielen anderen aufgegriffenen Vorschlag, das Konzil solle auf die Einrichtung eines zentralen bischöflichen Organs hinarbeiten, das – in Vertretung des Episkopats der ganzen Welt – mit der Aufgabe betraut werden sollte, in den größeren, die gesamte Kirche betreffenden Angelegenheiten mit dem Papst zusammenzuarbeiten. Die Liste der Versäumnisse könnte noch fortgesetzt werden.» (262) Doch wird in solchen Sätzen nicht eine «Habenseite» einer «Sollseite» gegenübergestellt, sondern dem Historiker zeigen sich im Lichte des Er kämpften und Erreichten viel deutlicher die Defizite und die Versäumnisse.

Diese historiographische Leistung der «kleinen Konzilsgeschichte» ist nur möglich, weil Giuseppe Alberigo auf zwei Möglichkeiten historischer Darstellung verzichtet. Weder legt er eine strenge Chronik des Konzilsgeschehens vor, noch konzentriert er seine Darstellung auf eine Rekonstruktion der Entstehungsgeschichte der einzelnen Konzilsdokumente. Vielmehr bemüht er sich darum, den komplexen Ablauf der Konzilsberatungen in Beziehung zu den jeweils von den Konzilsteilnehmern erreichten Einsichten zu setzen. Dadurch gewinnt der Leser einen Einblick, wie die Entstehung eines Konzilstextes vielfach von der Arbeit an einem zweiten, dritten Text, der eine andere Thematik zum Gegenstand hatte, abhing, wie sich im Entscheidungsprozeß über die Annahme oder die Ablehnung eines Textes eine Mehrheit und eine Minderheit bilden konnte, die ihrerseits die Themen und Tendenzen der Beratungen für parallel zu bearbeitende Texte neu akzentuierten. Auf diese Weise vermag Giuseppe Alberigo pro-

gressive und retardierende Faktoren im Beratungsprozeß zu beschreiben, und er kann deutlich machen, welche Hindernisse u.a. durch Mängel in der Geschäftsordnung des Konzils entstehen konnten. So waren in den letzten zwei Wochen im Oktober 1963 die Beratungen über den Textentwurf «Über die Kirche» für alle Beteiligten unübersichtlich geworden, weil sie keine Einsicht darüber zuließen, wohin die Mehrheit der Versammlung tendierte. Der Vorschlag, die Option der Mehrheit über eine Konsultativabstimmung festzustellen, fand erst nach heftigen Auseinandersetzungen unter den Konzilsteilnehmern die Zustimmung des Konzilspräsidiums und von Papst Paul VI. Die Zustimmung zu einem neuen Ansatz in der Lehre über das Bischofsamt, welche in der Konsultativabstimmung vom 30. Oktober 1963 eine überzeugende Mehrheit fand, bedeutet für Giuseppe Alberigo die Konsolidierung des in der Diskussion erarbeiteten Neuverständnisses der Kirche als Volk Gottes, des Bischofsamtes und der Kollegialität. Weil mit dieser Konsultativabstimmung die wirklichen Kräfteverhältnisse innerhalb der Konzilsversammlung erkennbar wurden, war sie auch eine Bestätigung der bisherigen Arbeitsweise des Konzils. Giuseppe Alberigo überschreibt darum das Kapitel über die zweite Sitzungsperiode des Konzils, in der diese bedeutsame Richtungsentscheidung gefallen ist, mit dem Titel «Das Konzil ist erwachsen».

Mit dem Bild vom «erwachsen gewordenen Konzil» meint Giuseppe Alberigo nicht nur eine Versammlung von Bischöfen, die sich nach einem mühsamen Weg ihrer Kompetenz und Verantwortung für einen zielgerichteten und erfolgreichen Beratungsprozeß bewußt geworden ist. Unlösbar mit dieser Entwicklung verbunden ist auch eine vertiefte Wahrnehmung der Probleme der Welt und der Menschen. Darum verknüpft Giuseppe Alberigo seine Darstellung über die Beratungen, die gefundenen Lösungen und die erarbeiteten Texte jeweils mit Kurzbeschreibungen über die kulturellen, politischen und gesellschaftlichen Veränderungen, die während der Jahre 1962 bis 1965 stattgefunden haben. Sie stellen den Rahmen dar, innerhalb dessen er immer wieder die Frage stellt, in welchem Maße das Konzil der ihm von Papst Johannes XXIII. gegebenen Aufgabe entsprochen hat, wie er diese von der ersten Konzilsankündigung am 25. Januar 1959 an bis zur bedeutenden Konzilsöffnungsrede am 11. Oktober 1962 beschrieben hat. Dabei hält der Papst an seinem Plan fest, diese Versammlung der Bischöfe als Konzil eines epochalen Übergangs zu verstehen, das eine neue Phase des Zeugnisses der Christen und der Verkündigung des Evangeliums in die Wege leiten soll. Dabei ist es das Ziel des Konzils, «den weiten Raum zu schaffen für die Nächstenliebe (...) in Klarheit des Denkens und Großmut des Herzens» (36). Mit dieser Formulierung vom April 1959 deutet sich schon der schließlich in der Öffnungsrede von Johannes XXIII. beschriebene unlösbare Zusammenhang an, daß ein vertieftes Glaubensverständnis nur gewonnen werden kann in einer sachgemäßen Hinwendung zu den Menschen in ihren Nöten und Freuden.

Im Verlaufe seiner Darstellung bringt Giuseppe Alberigo neben seinen historischen Erkenntnissen regelmäßig seine eigenen Erinnerungen als Zeitzeuge ins Spiel. Eine besondere Eindringlichkeit gewinnen diese Passagen an jenen Stellen, in denen diese Zeugenschaft im Spiegel der Tagebuchnotizen seiner Frau Angelina Alberigo zur Sprache kommt. Man beginnt zu ahnen, wie eine engagierte Teilnahme am Zweiten Vatikanischen Konzil Menschen im Ringen um ein vertieftes Glaubensverständnis auf unterschiedlichste Weise miteinander zu verbinden vermochte. Auf diese Weise erweist sich die «kleine Konzilsgeschichte» Giuseppe Alberigos als ein großes Buch, nämlich als eine Sprachlehre des Glaubens.⁴

Nikolaus Klein

¹ Giuseppe Alberigo, *Die Fenster öffnen. Das Abenteuer des Zweiten Vatikanischen Konzils*. Aus dem Italienischen von Ansgar Ahlbrecht. Edition NZN bei TVZ, Zürich 2006, 288 Seiten, Euro 17,80; sFr 28,00.

² Giuseppe Alberigo, Hrsg., *Geschichte des Zweiten Vatikanischen Konzils*. 5 Bände. Deutsche Ausgabe hrsg. von Klaus Wittstadt (Band 1-3) und Günther Wassilowsky (Band 4 und 5). Band 1-4, Mainz und Leuven 1997-2006. Band 5 erscheint voraussichtlich 2007. Dieses Werk bedarf einer eigenen Darstellung. Das gleiche gilt auch für folgende Publikationen: Peter Hünermann, Bernd Jochen Hilberath, Hrsg., *Herders Theologischer Kommentar zum Zweiten Vatikanischen Konzil*. Band 1-5. Freiburg/Brsg. u.a. 2004-2005; Franz Xaver Bischof, Stephan Leimgruber, Hrsg., *Vierzig Jahre II. Vatikanum. Zur Wirkungsgeschichte der Konzilstexte*. Würzburg 2004; Knut Wenzel, *Kleine Geschichte des Zweiten Vatikanischen Konzils*. Freiburg/Brsg. u.a. 2005; William Madges, Michael J. Daley, Hrsg., *Vatican II. Forty Personal Stories. Twenty-Third Publications, Mystic/CT* 2003; William Madges, *Vatican II. Forty Years Later*. Orbis, Maryknoll/NY 2006; Raymond A. Lucker, William C. McDonough, Hrsg., *Revelation and the Church, Vatican II in the Church*. Orbis, Maryknoll/NY 2006; Philippe Borgey, Laurent Villemain, Hrsg., *Vatican II et la théologie. Perspectives pour le XXLe siècle*. Cerf, Paris 2006.

³ Giuseppe Alberigo, *Das Zweite Vatikanische Konzil und seine Geschichte*, in: *Concilium* 41 (2005) 4, 351-362, 356.

⁴ John W. O'Malley hat in einer eigenen Studie den Zusammenhang von Glaubens- und Geschichtsverständnis des Zweiten Vatikanischen Konzils und der sprachlichen Verfaßtheit seiner Dokumente herausgearbeitet. Vgl. John W. O'Malley, *Vatican II: Did Anything Happen?*, in: *Theological Studies* 67 (2006) 1, 3-33, 21ff.; ders., *Four Cultures of the West*. Harvard University Press, Cambridge/MS u.a. 2004, 174-177.

DIE INNERE BEDROHUNG

John Updikes neuer Roman «Terrorist» erzählt aus dem Herzen einer verletzten Nation

Wie der Titel «Terrorist» bereits vielversprechend andeutet, hat John Updike mit seinem neuesten Roman den Versuch unternommen, sich auf narrative Weise mit der Situation in den Vereinigten Staaten seit dem 11. September 2001 auseinanderzusetzen. Der 1932 in Shillington (Pennsylvania) geborene Updike, der im Laufe seiner Schriftsteller-Karriere schon über fünfzig Bücher mit Essays, Kurzgeschichten, Gedichten sowie vorrangig Romanen veröffentlicht hat, ist so berühmt wie berüchtigt dafür, daß er in seinen Werken den tristen Alltag Amerikas unbarmherzig und mit treffender Ironie offenlegt, um hinter der glitzernden Fassade einer von Konsum, Sex und Karriere geprägten Welt die menschlichen Abgründe und schicksalhaften Irrungen und Wirrungen zu zeigen, in welche sich seine Figuren durch Ehrgeiz, Langeweile, Affären und allerlei andere Versuchungen unweigerlich verstricken.

Abstecher in den *melting pot* des urbanen Raums

Spielte die Handlung seines letzten Romans «Villages» (2005) noch im ländlichen Milieu von Pennsylvania (via Connecticut bis Massachusetts), so tritt in «Terrorist» der Niedergang und Verfall des städtischen Raums um New York, genauer gesagt von «New Prospect» (New Jersey), ins Zentrum. Zugleich handelt es sich bei diesem Wechsel des Schauplatzes aber auch um eine Bewegung, die aus der stickigen Enge der dörflichen Welt hinaus- und in den urbanen Bereich des amerikanischen *melting pot* hinein- führt, innerhalb dessen die verschiedenen Kulturen, Rassen und Religionen mehr oder weniger unfreiwillig und nicht selten mit unvermittelter Wucht in ihren divergierenden Ansichten, Lebensmodellen und Wertesystemen aufeinandertreffen und gezwungen sind, die nötige Toleranz aufzubringen, um einander in Frieden leben zu lassen. So erklärt Updike in einem Interview zu seinem neuen Roman «Terrorist»: «Städte verfügen über etwas, das sie für Romane besser geeignet macht, obwohl ich selbst zu meist über Kleinstädte geschrieben habe. Es ist die Art der Städte, daß in ihnen alles so gedrängt ist, so daß man mit Nachbarn auszukommen gezwungen ist, die man nicht allzu sehr mag. [...] Wenn ich an New Jersey denke, denke ich an einen Schmelztiegel. Meine eigene Erfahrung mit dem Phänomen des *melting pot* ist, daß, egal wie offen und freundlich man gegenüber Menschen anderer Hautfarbe und kultureller Wertvorstellungen eingestellt ist, es immer etwas gibt, dessen man sich bewußt bleibt. Meiner Meinung nach ist es unmöglich, Amerika zu portraituren, ohne auf die Tatsache einzugehen, daß es sich dabei um eine Mischung unterschiedlicher Ethnien und Ideen handelt. Dies ist ein Ort, an dem man gezwungen ist, mit Menschen auszukommen, die anderer Ansicht sind als man selbst.»¹

Nicht nur um zu zeigen, wie sehr die unterschiedlichen Meinungen und Sozialisierungsprozesse der diversen sozialen Gruppierungen in den Großstädten auseinanderdriften, sondern auch um der westlichen kapitalistischen Gesellschaft in ihrer amerikanischen Ausprägung einen kritischen Spiegel vorzuhalten, wählt Updike in «Terrorist» außerdem die in ihrer kulturellen Distanz verfremdende Perspektive des achtzehnjährigen Ahmed Mulloy Ashmawy, bei dem es sich um einen gebürtigen Amerikaner

arabischer Abstammung handelt.² Ahmed lebt bei seiner allein-erziehenden Mutter Teresa, während er zu seinem ägyptischen Vater keinerlei Kontakt mehr hat. Um den Lebensunterhalt für sich und ihren Sohn zu verdienen, arbeitet Teresa die meiste Zeit im Krankenhaus; aber auch ansonsten kann sie sich nicht viel um ihren Sohn kümmern, da sie mit ihrer eigenen Identitätssuche und Selbstverwirklichung bereits mehr als beschäftigt ist. Als introvertierter Außenseiter in der High School somit alleingelassen in seinem Erwachsenwerden, findet Ahmed seine persönliche Bestimmung im islamischen Glauben: Ab seinem elften Lebensjahr besucht er jeden Freitag die Moschee und erhält zweimal die Woche bei Scheich Rashid Koranunterricht. Die Unterweisung wird jedoch vom jemenitischen Imam dazu mißbraucht, bei Ahmed Aversion und Haß gegen die sogenannten «Ungläubigen» und die «gottlose» amerikanische Konsumgesellschaft zu schüren. Teresa hingegen, die selbst tolerant gegenüber Andersgläubigen eingestellt ist, läßt ihren Sohn Ahmed so ahnungslos wie indifferent unter dem Vorwand freier Selbstverwirklichung in jenes gefährliche fundamentalistische Milieu abdriften: «Glauben Sie nicht, dass Menschen ihr Potential *finden*, wie Wasser seinen Pegelstand? Ich habe noch nie daran geglaubt, dass Menschen Tonklumpen sind, die geformt werden müssen. Die Form ist in ihrem Innern angelegt, von Anfang an. Ich habe Ahmed als Gleichen behandelt, seit er elf war. Das war die Zeit, als er so religiös wurde. Ich habe ihn darin bestärkt. In den Wintermonaten habe ich ihn nach dem Unterricht von der Moschee abgeholt. Ich muss sagen, dieser Imam, den er da hat, ist so gut wie nie auf ein Wort herausgekommen, es war ihm zuwider, mir die Hand zu geben, das habe ich gefühlt. Er hat nie erkennen lassen, dass er *mich* bekehren wollte. Wenn Ahmed den entgegengesetzten Weg eingeschlagen hätte, wenn er sich von dem ganzen Gottesrummel ganz abgekehrt hätte, wie ich's getan habe, dann hätte ich auch das geschehen lassen. Religion ist nur eine Sache der Einstellung. Sie bedeutet, zum Leben *ja* zu sagen. [...] Wenn Ahmed so sehr an Gott glaubt, soll sich Gott auch um ihn kümmern.»³

Im Verlauf der Romanhandlung wird zunehmend deutlich, daß es sich bei den Koranstunden, denen sich Ahmed jede Woche unterzieht, nicht um Lektionen in «Lebensbejahung» handelt, wie seine Mutter Teresa naiv annimmt, sondern vielmehr um eine gezielte Indoktrinierung Ahmeds, der zu einem islamischen Fundamentalisten erzogen werden soll, dessen Lebensaufgabe letztendlich in einem Selbstmordattentat kulminiert, für das er mittels religiöser und ideologischer Unterweisung gefügig gemacht wird. Am deutlichsten wird diese menschenverachtende Haltung des Scheich Rashid, als dieser gegenüber Ahmed aggressiv den gewaltsamen Krieg gegen alle Nichtgläubigen propagiert: «Nein», pflichtete ihm Scheich Rashid mit Genugtuung bei und zupfte mit einer zierlichen Hand leicht an seinem Bart. «Du willst sie vernichten. Mit ihrer Unsauberkeit sind sie dir lästig. Sie wollen deinen Tisch, deine Küche in Beschlag nehmen; sie setzen sich gar in das Essen, das du zum Munde führst, wenn du sie nicht vernichtest. Sie sind Äußerungen des Satans, und Gott wird sie

¹ Vgl. John Updike: «There's something about cities that make for better fiction, although I've written mostly about small towns. The way everything is kind of *compressed*, and you have to deal with neighbors you don't much like. [...] When I think of New Jersey, I think of it as a melting pot. My own experience of a melting pot is that no matter how liberal and friendly you feel towards people of different colors and cultural priorities, that it is something you're aware of. I don't think you can portray America without dealing with the fact that it's a mixture of races and ideas. This is a place where you're supposed to put up with people who don't agree with you.», zitiert nach: John Mark Eberhart, Updike's Terrorist has us in the sights, in: Kansas City Star (6.4.2006). (Übersetzung ins Deutsche, Th.R.)

² Vgl. John Updike: «Es faszinierte mich, eine achtzehnjährige Hauptfigur zu haben und den Versuch zu unternehmen, die terroristische Sicht der Dinge durch ihre Augen darzulegen. [...] Der Umstand, daß es im Roman u.a. um Terrorismus geht und daß es krimiähnliche Spannungselemente gibt, motivierten mich zusätzlich. Währenddessen las ich viele Mystery-Bücher und einige Thriller; dabei handelt es sich um ein Genre, bei dem ich keineswegs unglücklich wäre, wenn man mich ihm zurechnen würde.», zitiert nach: Kansas City Star. («I was exited by having a 18-year-old hero and by trying to present, through him, the terrorist point of view. [...] The fact that it is about terrorism, among other things, and that you do have sinister, thriller-like elements gave me some energy, too. I used to read a lot of mystery novels and some thrillers; it's a genre that I'm not unhappy with when I find myself in it.») (Übersetzung ins Deutsche, Th. R.)

³ John Updike, Terrorist. Roman. Deutsch von Angela Praesent. Reinbek 2006, 117. Original: John Updike, Terrorist. A Novel. London 2006.

am Tag des Jüngsten Gerichts erbarmungslos vernichten. Er wird frohlocken, wenn sie leiden. Du, Ahmed, tu gleichermaßen. Wer meint, Kakerlaken verdient Erbarmen – erhebt sich über *Ar-Rahim*, maß sich mehr Erbarmen an als der Barmherzige.»⁴

Die westliche Zivilisation mit neuen Augen betrachtet

Updikes neuer Roman handelt allerdings nicht nur von der Entstehung des Terrorismus und der fundamentalistischen Radikalisierung religiös Gläubiger, es ist zugleich eine dicht erzählte, schonungslose Analyse der westlichen Konsumgesellschaft, die das Emporkommen des antiwestlichen Terrorismus begünstigt hat. So gesehen setzt Updike sein literarisches Projekt konsequent fort: Wie schon in den «Rabbit»-Romanen, die sein internationales Ansehen als Schriftsteller begründet haben, so beschreibt er auch in «Terrorist» den amerikanischen Alltag mit seinen Höhen, Tiefen und Abgründen. Zudem gibt es auch diesmal eine für seine Literatur typische Figur, die nach Jahrzehnten beruflichen Elends und privater Rückschläge desillusioniert und hoffnungslos auf das eigene, sinnlos erscheinende Leben und eine wenig verheißungsvolle Zukunft blickt: den jüdischen High-School-Lehrer und Schülerberater Jack Levy.⁵

Mittlerweile dreiundsechzig Jahre alt, steht Jack Levy kurz vor der Pensionierung. Er ist von abgrundtiefer Traurigkeit erfüllt, die nicht nur ihn selbst als unverbesserlichen Melancholiker abstempelt, sondern zugleich auf sein näheres privates wie berufliches Umfeld ausstrahlt und u.a. dafür mitverantwortlich ist, daß seine Frau aus Frust und Kummer im Laufe der Jahre zu einem «Wal von weiblichem Wesen» geworden ist. Neben ihrem verschwitzten, schwammigen Körper zu grauer Morgenstunde im Bett liegend, stellt sich Jack jene existentiellen Fragen, auf die ihm der amerikanische Traum mittlerweile keine Antwort mehr zu geben vermag: «Jetzt bleibt Jack Levy nur noch die Pflicht, zu sterben und damit auf diesem überfrachteten Planeten ein bisschen Platz, ein bisschen Luft freizumachen. Diese Aufgabe hängt dicht über seinem schlaflosen Gesicht wie ein Spinnweb mit einer reglosen Spinne in der Mitte. [...] Die bloßen Fakten seiner Laufbahn gaben ihm das Gefühl, in eine Falle geraten zu sein, in einen Lebenslauf, so dicht verschlossen wie ein Sarg. [...] Er hat im finsternen Wald der Welt den rechten Weg verpasst. Aber gibt es denn einen rechten Weg? Oder ist es bereits ein nicht gut zu machender Fehler, am Leben zu sein?»⁶

Jack Levy ist somit die genaue Gegenfigur zum jugendlichen Ahmed. Und doch treffen sich ihre unterschiedlichen Standpunkte in der Kritik an der Oberflächlichkeit und Sinnentleertheit der amerikanischen Konsumgesellschaft, die durch nichts anderes als Kauf und Verkauf, Sex, Körperkult und Sport, Imagepflege und äußeren Schein in Gang gehalten wird. Während Jack dieser Bombardierung aus Versuchungen, Bildern und Reizen resignierend gegenübersteht und mit seinem Leben schon abgeschlossen hat, verschafft sich Ahmeds Unmut hingegen in Kritik und Aggression Ausdruck.⁷ Er nimmt die sinnlose Geschäftigkeit als Dauerangriff auf den eigenen Glauben wahr, wenn er gleich zu Beginn des Romans äußert: «Diese Teufel wollen mir meinen Gott nehmen.»⁸ Nicht zufällig handelt es sich hierbei um eine Aussage, die am Ende des Buches in bestätigender Form nochmals aufgegriffen wird, um das Geschehen abschließend auf den Punkt zu bringen: «Diese Teufel», denkt Ahmed, «haben mir meinen Gott weggenommen.»⁹

Allerdings beschreibt Updike nicht in erster Linie den Widerstreit zwischen einer religiös orientierten Weltanschauung und einer rein säkularisierten Welt der Märkte und Freizeitkultur, sondern er richtet sein Augenmerk vielmehr auf die Absurdität der eigenen westlichen Gesellschaft. Indem er versucht, sich in

die Position eines arabischen Amerikaners islamischen Glaubens hineinzusetzen, wird er zugleich zu einem «Ethnologen der eigenen Kultur» (Michel Foucault), der so Abstand zu seiner eigenen Herkunft zu gewinnen sucht und unter verfremdeter, neuer Perspektive das altbekannte Eigene jenseits bestehender Klischees besser verstehen will. In diesem Sinne sind Figuren wie Ahmed oder Jack perspektivische Instrumente des Schriftstellers für seine dichterische Auseinandersetzung mit der Welt, in diesem Fall der amerikanischen Gesellschaft seit dem 11. September 2001. Während die anderen Charaktere und ihr Handeln innerhalb des Buches von Updike in auktorialer Erzählmanier mit leicht distanzierendem, ironischem Unterton vorgestellt werden, wechselt die Erzählform im Hinblick auf Ahmed und Jack Levy auf die personale Ebene. So wird man in die Lage versetzt, den Gedankengängen jener beiden Figuren unmittelbar zu folgen, wobei dem Leser auf raffinierte Weise Verständnis für deren jeweilige Position abgerungen wird. Ihre Empfindungen, Überlegungen und Ansichten nachvollziehend, erfolgt eine gewisse Identifikation mit Ahmed bzw. Levy. John Updike äußert sich selbst in diesem Sinne zu seiner Hauptfigur Ahmed: «Es gibt genug Menschen, die vor der arabischen Bedrohung warnen. Da mag man es mir zugestehen, den jungen Mann so sympathisch darzustellen, wie es mir möglich ist. Er ist mein Held. Ich habe versucht, ihn zu verstehen und seine Welt zu beschreiben.»¹⁰ Auch wenn Ahmeds Ekel gegenüber der amerikanischen Konsumgesellschaft und ihren Institutionen und Repräsentanten überzogen erscheint, wird so doch eine tiefere Einsicht in die sozialen Beschränkungen und materiellen Einseitigkeiten der westlichen Lebensweise möglich. Dies wird schon zu Beginn des Romans deutlich, wenn die High School und das Treiben der Lehrer und Schüler aus der Perspektive Ahmeds kritisch beäugt werden: «Den ganzen Tag wiegen sich an der Central High School die Mädchen, verhöhn einen, stellen ihr verlockendes Haar und ihre weichen Körper zur Schau. Ihre nackten, mit funkelnden Nabelpiercings und abenteuerlich tief ansetzenden lila Tattoos geschmückten Bäuche fragen: *Gibt's vielleicht sonst noch was zu sehen?* Jungen mit stumpfen Augen stolzieren oder zotteln umher und tun mit ihren kantigen Killergesten und ihrem achtlosen, abschätzigen Lachen kund, dass es keine andere Welt gibt als diese hier – ein von Lärm erfüllter, schmutzabweisend gestrichener, von Metallspinden gesäumter Gang mit der weißen Wand am Ende, die so oft durch Graffiti geschändet und wieder übertüncht worden ist, dass es einem vorkommt, als rücke sie Millimeter um Millimeter näher.»¹¹

Aus dieser Perspektive wird das bislang Selbstverständliche einer amerikanischen High School zu einem unwirtlichen Ort, der sich eher zu ethnologischen Feldstudien und Experimenten über das Verhalten fremder Lebensformen anbietet als zum täglichen Unterricht von Kindern und Jugendlichen. Ahmed sieht daher in der Institution «Schule» auch nicht den gesellschaftlichen Raum von Bildung und Erziehung, der ihn erfolgreich auf das weitere Leben vorbereiten soll, sondern eine «Höllenburg», der es möglichst ohne Schaden an Leib und Seele zu entkommen gilt.¹² Die «Bedrohung» geht aber nicht nur von den Mitschülern aus, auch die Lehrer tragen laut Ahmed dazu bei, die Schule in Mißkredit zu bringen, insofern sie sich in Doppelmoral verstricken; innerhalb der Institution Schule Werte und Normen verkünden, denen sie privat keinerlei Beachtung mehr schenken: «Die Lehrer, schlaffe Christen oder nichtpraktizierende Juden, halten im Unterricht demonstrativ zu Tugend und redlicher Selbstbeherrschung an, doch ihre unsteten Augen und leblosen Stimmen verraten ihren fehlenden Glauben. Sie werden von der Stadt New Prospect und dem Staat New Jersey dafür bezahlt, dass sie diese Dinge sagen. Es mangelt ihnen am wahren Glauben; sie sind nicht auf dem rechten Weg; sie sind unrein. [...]; sie sind Frauen und Männer wie alle anderen, voller Ängste und Gelüste und besessen von

⁴ John Updike, *Terrorist* (Anm. 3), 99.

⁵ Vgl. ebd., 26ff.

⁶ Ebd., 28–31.

⁷ Vgl. ebd., 35ff.

⁸ Ebd., 7.

⁹ Ebd., 397.

¹⁰ Ebd., (Klappentext im Innenteil)

¹¹ Ebd., 7.

¹² Ebd., 26.

käuflichen Dingen. Als Ungläubige glauben sie, irdischen Besitz anzuhäufen und sich durch den flackernden Fernsehapparat zerstreuen zu lassen, verleihe Sicherheit. Sie sind Sklaven von Bildern, von falschen Bildern, die Glück und Reichtum vorgaukeln. Doch selbst wahrhafte Bilder sind sündige Nachahmungen Gottes, der allein erschaffen kann. [...] Die Lehrer lassen sich's gut sein, wenn sie nicht in der Schule sind. Manche haben die geröteten Lider, den Mundgeruch und den schwammigen Körper von Leuten, die gewohnheitsmäßig zu viel trinken. Manche lassen sich scheiden; manche leben unverheiratet mit anderen zusammen. Ihr Leben außerhalb der Schule ist unordentlich, lüstern und zügellos. Die Regierung des Bundesstaates unten in Trenton und die satanische Regierung noch weiter unten, in Washington, bezahlt sie dafür, dass sie ihren Schülern Tugendhaftigkeit und demokratische Werte nahe bringen, doch die Werte, an die sie glauben, sind gottlos: Biologie, Chemie und Physik.»¹³

Zwischen Abscheu und Faszination

Inwiefern Ahmed gleichwohl im Verhältnis zur westlichen Kultur zwischen Verachtung und Faszination hin- und hergerissen ist, zeigt sich in der Beziehung zu seiner Mitschülerin Joryleen Grant, die einerseits eine typische und somit in seinen Augen zu spärlich bekleidete amerikanische Jugendliche ist, die den Lehrern nach dem Mund redet und im Kirchenchor singt, die sich aber andererseits für seine Person und Meinung interessiert und ihm die nötige Aufmerksamkeit schenkt.¹⁴ Aus Zuneigung zu Joryleen läßt sich Ahmed sogar darauf ein, einen christlichen Gottesdienst zu besuchen, dem er aber außer dem Gesang nichts Positives abgewinnen kann.¹⁵ Ihr Freund Tylenol Jones, benannt nach einem Schmerzmedikament, dessen Name seinen Eltern gefiel, ist ein Rassist, der Ahmed aufgrund seiner arabischen Abstammung bedroht. Zugleich läßt er Joryleen später als Prostituierte für sich arbeiten, um sich finanziell über Wasser zu halten. In Ahmeds Beschreibungen all dieser freizügigen Mitschülerinnen und rupigen Machos scheint durch die äußerlich bekundete Abscheu doch immer auch eine untergründige Faszination hindurch: «Tylenols Feindschaft ist ein weiterer Grund, diese Höllenburg zu verlassen, wo die Jungen andere nur zum Spaß quälen und verletzen, und die ungläubigen Mädchen hautenge Hülthosen tragen, die fast – bis auf einen Zentimeter hat Ahmed geschätzt – so tief sitzen, dass sie den Blick auf die obersten Schamhaarlockchen freigeben. Die ganz schlimmen Mädchen, die bereits durch und durch verdorbenen, haben Tattoos an Stellen, an denen nur ihre Freunde sie zu sehen bekommen und in die der Tätowierer seine Nadel höchst behutsam stechen muss. Die teuflischen Verrenkungen nehmen kein Ende, sobald sich Menschen frei fühlen, mit Gott zu konkurrieren und sich selbst zu erschaffen. Ahmed hatte nur noch zwei Monate Schulzeit vor sich.»¹⁶

Für die amerikanischen Jugendlichen bietet die High School die letzte Möglichkeit ungestörter Selbstverwirklichung, bevor sie der berufliche Ernst des Lebens einholt. Während Ahmed aufgrund

¹³ Ebd., 7f.

¹⁴ Vgl. John Updike: «Joryleen ist klein und rundlich, sie weiß sich im Unterricht gut auszudrücken, was dem Lehrer gefällt. Sie verströmt ein gewinnendes Selbstvertrauen, wenn ihre braunen Rundungen so prall die Sachen füllen, die sie trägt – heute mit Flickern und Strass besetzte Jeans, auf der Sitzfläche verblichen und abgewetzt, und darüber ein dunkelrotes, geripptes Shorty-Oberteil, das sowohl weiter ausgeschnitten als auch kürzer ist, als es sich schickt. [...] Sie singt bei Schulanlässen, immer Lieder, in denen es um Jesus oder um sexuelles Verlangen geht, beides Themen, die Ahmed zuwider sind. Dennoch freut es ihn, dass sie von ihm Notiz nimmt und ihn ab und zu so umspielt wie eine Zunge einen empfindlichen Zahn.», in: John Updike, *Terrorist* (Anm. 3), 13.

¹⁵ Vgl. John Updike: «Ahmeds überreizte Augen finden keine Linderung in den bunten Fenstern, auf denen Männer in skurrilen, orientalistisch gemeinten Trachten Szenen aus dem kurzen, ruhmlosen Leben des vorgeblichen Herrn der Christen darstellen. Einen Gott zu verehren, der bekanntermaßen gestorben ist – schon diese Idee mutet Ahmed an wie ein unerklärlicher Gestank, der von einem verstopften Rohr oder einem toten Tier in der Wand herrühren mag.», in: John Updike, *Terrorist* (Anm. 3), 65ff., hier: 65.

¹⁶ John Updike, *Terrorist* (Anm. 3), 25f.

seiner religiösen Erziehung den allgegenwärtigen Reizbombardierungen schutzlos ausgeliefert ist und sich durch Rückzug zu retten versucht, zeigt sich auf der Gegenseite auch, daß sexuelle Offenheit und persönliche Freiheit selbst wiederum in Zwang umschlagen können, wenn sie sich mit der Gier nach Konsum, Geld und Schönheit paaren. Per Zufall erfährt Ahmed von Joryleens «freiwilliger Zwangsprostituierung» für ihren Zuhälterfreund Tylenol, der ihre sexuellen Dienste gegenüber potentiellen Freiern wie Schnäppchenware anpreist. Auf ihre Situation hin von Ahmed zur Rede gestellt, entspinnt sich ein Gespräch, das die Abgründe dieser Verquickung aus sexueller Ausbeutung und zur Schau gestellter Prüderie verdeutlicht. Ahmed erkundigt sich bei Joryleen nach den Motiven für ihre sexuelle Hörigkeit und bekommt Erstaunliches zur Antwort: «Du weißt noch nicht viel über Liebe. Er ist der Mann, dem ich gehöre. Ohne mich hat er nicht viel. Er wäre eine traurige Figur, und vielleicht liebe ich ihn zu sehr, um ihn das merken zu lassen. Es ist für einen schwarzen Mann, der in New Prospect arm aufgewachsen ist, keine Schande, eine Frau zu haben, die er verhöckern kann – damit beweist er, dass er ein ganzer Mann ist. [...] Dass ich mit der Scheiße klar komme, nehme ich an. Es ist ja nur für eine Weile. Ich bin nicht auf Drogen, dann kommen die Mädchen nämlich nicht mehr los – sie werfen die Drogen ein, damit sie die Scheiße aushalten können, und dann wird die Sucht zur eigentlichen Scheiße. Ich rauch nur Gras, und ab und zu mal einen Zug Crack; an meine Venen kommt keiner ran. Wenn sich die Umstände ändern, kann ich jederzeit gehen.»¹⁷

Ahmeds unmittelbare Gegenfrage «Joryleen, wie könnten sie sich denn ändern?», bringt angesichts dessen das unauflöslche Ineinander von persönlichem Freiheitswunsch und gesellschaftlich hervorgebrachter Unfreiheit auf den Punkt.

Weltfremdheit und allmähliche Radikalisierung

Nach seinem Schulabschluß beginnt Ahmed in einer libanesischen Möbelspedition als LKW-Fahrer zu arbeiten, in der unter der Hand zugleich terroristische Attentate vorbereitet werden. Den Versuchungen und Reizen der High School glücklich entronnen, rutscht Ahmed so allmählich immer stärker in ein radikal islamistisches Milieu ab, durch das er für seine zukünftige Aufgabe als Selbstmordattentäter manipuliert wird. Auf seinen ausgedehnten Lieferfahrten durch New Jersey erfährt Ahmed dabei auch die düstere Kehrseite einer prosperierenden kapitalistischen Gesellschaft, die wesentlich zur Radikalisierung seines Denkens beiträgt: Überall liegen die alten Industriestädte unwiederbringlich ihrem eigenen Verfall überlassen danieder, umschlossen von Armenvierteln, in denen gesellschaftliche Minoritäten und soziale Außenseiter ihr trauriges Dasein fristen. Vor dieser Folie erscheint Ahmed der amerikanische Traum als ein fehlgeschlagenes Experiment.¹⁸ Selbst die eigene Mutter ist für ihn nur ein mitleiderregendes und mahnendes Exempel dieser Mischung aus Beliebigkeit, Egoismus und Bindungslosigkeit, auf der für Ahmed die gesamte amerikanische Lebensweise fußt: «Seine Mutter ist, wie er nun erkennt, eine typische Amerikanerin, ohne starke Überzeugungen, und daher mangelt es ihr auch an dem Mut und an dem Trost, den sie mit sich bringen. Sie ist ein Opfer der amerikanischen Freiheitsreligion – Freiheit über alles, doch Freiheit zu welchem Handeln und mit welchem Ziel? Das bleibt völlig offen, da gibt's nur heiße Luft. In der Luft explodierende Bomben – der leere Luftraum ist das perfekte Symbol für die amerikanische Freiheit. Es gibt hier keine *ummah*, das heben sowohl Charlie wie auch Scheich Rashid hervor – kein umfassendes Gebäude frommer Rechtsprechung, das Reiche wie Arme

¹⁷ Ebd., 286f.

¹⁸ John Updike: «Ahmed ist in den USA geboren, und auf seinen Fahrten durch New Jersey interessiert er sich weniger für die Enklaven, in denen ein verwässerter Lebensstil des Nahen Ostens herrscht, als für die ringsum bestehende amerikanische Realität, ein wucherndes Ferment, dem Ahmed mit der mitleidigen Milde begegnet, die man einem gescheiterten Experiment schuldig ist.», in: John Updike, *Terrorist* (Anm. 3), 228.

dazu bringt, sich Schulter an Schulter zu verneigen, kein Ehrenkodex der Selbstaufopferung, keine leidenschaftliche Unterwerfung, wie sie im Herzen des Islam besteht, ihm sogar den Namen gibt. Stattdessen gibt es eine Vielfalt widersprüchlicher Lehren der individuellen Selbstsuche, deren Schlagworte *Carpe diem* und *Den letzten beißen die Hunde* und *Hilf dir selbst, dann hilft dir Gott* lauten und die in der Summe so viel bedeuten wie: *Es gibt keinen Gott, kein Jüngstes Gericht, hilf dir selbst*. Der Doppelsinn von ›help yourself‹ – Selbstverantwortung und ›Raff an dich, was du kriegen kannst‹ – amüsiert den Scheich, der nach zwanzig unter diesen Ungläubigen verbrachten Jahren stolz darauf ist, wie gut er ihre Sprache beherrscht.¹⁹

Suggestiv beschreibt Updike durch die Brille Ahmeds die westliche Gesellschaft als eine Ansammlung von dekadenten und kulturlosen Menschen, die durch nichts anderes als ihren unmäßigen Drang nach Geld, Konsum und oberflächlicher Zerstreuung teils hierhin, teils dorthin getrieben werden.²⁰ Dem entspricht auch die bissige, aber nicht ganz abwegige These, daß hier mittlerweile die Fernsehwerbung zur ausgefeiltesten Kunstform geworden ist, weil sie wie in einem Brennspektorat all die kapitalistischen Werte und Interessen repräsentiert: «Aber die Werbespots, die sind phantastisch. Phantastisch wie Fabergé-Eier. Wenn die dir in diesem Land was verkaufen wollen, dann stürzen sie sich richtig drauf und lassen nicht mehr locker. Wenn du dir denselben Spot zwanzigmal anschaust, merkst du, dass sie jede Sekunde auf die Goldwaage gelegt haben. Die Dinger sind randvoll mit dem, was die Physiker Informationen nennen. [...] Ich weiß ja, du siehst sie dir nie an, aber den Ex-Lax-Spot solltest du dir wirklich nicht entgehen lassen – da schaut dieses reizende Geschöpf mit langen, glatten Haaren und langen, protestantischen Zähnen durch die Kamera hinaus und erzählt dir, nur *dir*, der du mit deiner Tüte Fritos vor ihr sitzt, dass sie eine Schwäche für Junkfood hat – spindeldünn, aber angeblich spitz auf Junk – und gelegentlich unter Verstopfung leidet! Wie alt mag sie sein? Höchstens sechsundzwanzig, sehnig wie Lance Armstrong, und du könntest darauf wetten, dass sie noch an keinem Tag im Leben unverrichteter Dinge vom Klo aufgestanden ist, aber der CEO von Ex-Lax möchte nun mal, dass sich die alten Damen draußen im Land ihres verstopften Darms nicht schämen.»²¹

Fundamentalist und Atheist am Wegkreuz

Angesichts all dieser Beobachtungen scheint es nur noch eine Frage der Zeit zu sein, bis sich Ahmeds Denken so weit radikalisiert hat, daß er gewaltsam gegen die amerikanische Lebensweise rebelliert und sogar dazu bereit ist, sich als Selbstmordattentäter von islamischen Fundamentalisten rekrutieren zu lassen. Doch im abschließenden Aufeinandertreffen von jugendlichem Eifer und altersbedingter Melancholie kommt es zu einer überraschenden Wende der Handlung: Ahmed, von Scheich Rashid beauftragt, einen mit Düngemittel und Sprengstoff randvoll beladenen LKW Richtung New York zu lenken, um ihn im Lincoln Tunnel, einer der wichtigsten Verkehrsadern des Big Apple, zu zünden, wird

an einer roten Ampel von seinem ehemaligen Lehrer Jack Levy abgefangen und gezwungen, diesen mit an Bord der «tickenden Bombe» zu nehmen. Auf den letzten Kilometern zum beabsichtigten Ziel entspinnt sich durch diesen Umstand begünstigt zwischen dem gläubigen Muslim Ahmed und dem atheistischen Juden Levy²² eine Diskussion, im Zuge derer sich ihre jeweiligen Positionen verkehren: Levy, der Ahmed zunächst mit Hinweis auf die zahlreichen unschuldigen Opfer von seiner blutigen Tat abbringen will, dringt mit diesem Argument nicht zu ihm durch, zu intensiv war die jahrelange Gehirnwäsche.²³ Plötzlich jedoch nimmt der Lauf der Dinge eine überraschende Kehre, als Jack seiner Abscheu über sein Leben und sein amerikanisches Umfeld freien Lauf läßt und Ahmed plötzlich dazu auffordert, ihn von diesem Dasein zu erlösen und die explosive Ladung zu zünden: «Nur los. Geh doch hin zu dem Bastard», raunzt ihn Jack Levy an, der nun nicht mehr hingelümmelt, sondern aufrecht dasitzt. Die Erregung hat die kränkliche Gesichtsfarbe von seinen Wangen verschleudert. «Schau doch in Gottes verdammtes Angesicht, ich hab nichts dagegen. Was soll ich schon dagegen haben? Eine Frau, nach der ich verrückt war, hat mich abgehängt, mein Job zieht mich nur runter, Morgen für Morgen wache ich um vier auf und schlafe nicht mehr ein. Meine Frau – nein, es ist einfach zu traurig. Da sieht sie, wie unglücklich ich bin, und gibt sich die Schuld daran, weil sie so grotesk fett geworden ist, und nun hat sie mit dieser Radikalkur angefangen, an der sie sterben kann. Sie leidet Höllenqualen, wenn sie nicht isst. Ich möchte zu ihr sagen: ›Beth, vergiss es, was du auch machst, es wird mit uns nicht mehr so wie früher, als wir jung waren.‹ Nicht dass wir jemals was Besonderes gewesen wären. Wir haben manchmal gelacht, haben einander zum Lachen gebracht und die einfachen Dinge genossen, einmal in der Woche auswärts essen, einen Film anschauen, wenn wir die Energie dazu hatten, ab und zu mit einem Picknickkorb zu den Tischen oben an den Wasserfällen hinaufgehen. Das einzige Kind, was wir hatten, Mark heißt er, lebt in Albuquerque und möchte nicht an uns erinnert werden – wer kann's ihm schon verübeln? Wir haben es mit unseren Eltern genauso gehalten – nur weg von ihnen, sie kapierten einfach nichts, sie sind *peinlich*. Dein Philosoph da, wie hieß er noch? [...] Es sieht so aus, als hätte er zu Amerika was Wichtiges zu sagen. Rasse, Sex – das sind die Gespenster, die uns die Luft nehmen. Wenn dein Dampf erst nachläßt, gibt dir Amerika nicht mehr viel. Nicht mal sterben läßt es dich, weil die Krankenhäuser aus Medicare soviel Geld rausquetschen, wie sie können. Die Pharmafirmen haben die Ärzte zu Ganoven gemacht. Warum sollte ich noch weiter rumhängen, bis ich durch irgendeine Krankheit zur Milchkuh für eine Gaunerbande werde? Soll doch Beth das bisschen, was ich hinterlassen kann, genießen – so sehe ich's. Ich falle der Welt nur noch zur Last, ich nehme bloß noch Platz weg. Na los, drück schon auf deinen verdammten Knopf. Wie der Typ in einem der Flugzeuge vom elften September zu irgendwem über Handy sagte: Es wird schnell gehen.»²⁴

²² Vgl. John Updike: «Er war Jude, jedoch kein stolzer, vom Alten Bund bestärkter Jude. Sein Großvater hatte in der Neuen Welt jegliche Religion abgeworfen und gläubig auf eine Welt nach der Revolution gesetzt, in der die Mächtigen nicht mehr mittels Aberglauben herrschen konnten und wo ein gut gedeckter Tisch und ein solides, schützendes Dach über dem Kopf die unzuverlässigen Versprechen eines unsichtbaren Gottes ersetzten. Nicht dass der Gott der Juden je zu großartigen Versprechen geneigt hätte – ein zerbrochenes Glas zur Hochzeit, ein hastiges Begräbnis im Leichentuch, wenn man stirbt, keine Heiligen, kein Leben nach dem Tod, nur lebenslange, loyale Plackerei für den Tyrannen, der von Abraham verlangt hatte, ihm seinen einzigen Sohn als Brandopfer darzubringen. Der arme Isaak, dieser vertrauensselige Esel, der fast von seinem eigenen Vater getötet worden wäre, wurde als alter blinder Mann auch noch von seinem Sohn Jakob und seiner eigenen, verschleierte aus Paddan-Aram herbeigeführten Frau Rebekka um seinen Segen betrogen. Wenn man sämtliche Regeln befolgte – und für die orthodoxen Juden war die Liste der Regeln lang –, erhielt man dafür in jüngster Zeit einen gelben Stern und eine Karte einfache Fahrt in die Gaskammern. Nein, danke: Jack Levy fand ein halstarriges Vergnügen darin, einer der halstarrigen Neinsager des Judentums zu sein.», in: John Updike, Terrorist (Anm. 3), 31f.

²³ Vgl. ebd., 376.

²⁴ Ebd., 388f.

¹⁹ John Updike, Terrorist (Anm. 3), 215f.

²⁰ Schon im Gespräch mit Joryleen vermutet Ahmed in der Idee des «freien Marktes» den eigentlichen Motor der amerikanischen Politik, indem er darauf verweist, wie Menschen durch Werbung, Fernsehen und Sport dahingehend manipuliert werden, daß sie kaufen und konsumieren. Vgl. John Updike: «Amerika will von seinen Bürgern, wie dein Präsident gesagt hat, ja nur eins – dass wir kaufen. Dass wir Geld für törichten Luxus ausgeben und damit die Wirtschaft anheizen, in seinem eigenen Interesse und dem anderer reicher Männer. [...] Wer Präsident ist, ist gleichgültig. Alle wollen sie, dass die Amerikaner egoistisch und materialistisch bleiben, in der Konsumkultur mitspielen. Aber die menschliche Seele sehnt sich nach Selbstverleugnung. Sie sehnt sich danach, zu der physischen Welt zu sagen: ›Nein! [...] Man soll den Körper nicht hassen‹, korrigiert er sie, «aber auch nicht dessen Sklave sein. Wenn ich mich umschaue, sehe ich lauter Sklaven – Drogensklaven, Modesklaven, Sklaven des Fernsehens, Sklaven von Sportheroen, die nicht einmal von diesen Sklaven wissen, Sklaven der hässlichen, unwichtigen Meinungen anderer über sie. Du hast ein gutes Herz, Joryleen, aber so träge, wie du denkst, bist du auf dem besten Wege in die Hölle.», in: John Updike, Terrorist (Anm. 3), 93f.

²¹ Ebd., 223.

Dieser zynischen Selbstdestruktivität hat Ahmed nichts entgegenzusetzen: Solange Menschen an ihrem diesseitigen Leben hängen, kann er Macht und Schrecken über sie ausüben. Erst im Zusammentreffen mit Levy, der das Leben als Strafe, den schnellen Tod aber als Befreiung sieht, implodiert die Kraft des Terrors und Ahmed wird dazu gezwungen, seine Position noch einmal zu überdenken. Ein Akt, der dem unglücklichen Geschöpf zur vorzeitigen Flucht aus der Schöpfung verhilft, kann nicht im Sinne des Schöpfers sein. So entspinnt sich ironischerweise ausgerechnet an der depressiven Haltung Jack Levys eine ganze Kette lebensbejahender Gedanken im Kopf des jungen Selbstmordattentäters, die ihn schließlich in der Tat von seinem grausigen Vorhaben abbringen: «*Er will sterben, denkt Ahmed. Er verhöhnt mich, damit ich ihm die Tat abnehme. [...] Gott möchte nicht zerstören; er war es, der die Welt erschaffen hat. Das Muster der Wandkacheln und der von Auspuffgasen geschwärzten Kacheln der Tunneldecke – unzählige sich wiederholende, mit zunehmender Ferne verjüngende Quadrate, wie ein riesiger, in eine dritte Dimension ausgerollter Bogen Rechenpapier – bricht vor Ahmeds geistigem Auge nach außen, in dem gigantischen göttlichen Schöpfungsgehehen auf, eine konzentrische Welle nach der anderen, jede die andere weiter und weiter vom Ausgangspunkt des Nichts fortdrängend, während sich nach Gottes Willen der große Übergang vom Nichtsein zum Sein vollzieht. [...] Er will nicht, dass wir seine Schöpfung durch einen bereitwilligen Tod schänden. Sein Wille bewirkt Leben.*»²⁵

Die westliche Gesellschaft und ihre Feinde

Mit «Terrorist» ist John Updike eine neuartige Herangehensweise an das Phänomen des islamistischen Terrors gelungen. Dies verdankt sich vor allem der geschickt inszenierten Perspektivierung der Handlung, die zwischen auktorialer und personaler Erzählweise changiert. Indem Updike die Sichtweise eines jugendlichen, islamischen Fundamentalisten und die eines alternden, jüdischen Atheisten nachvollziehbar veranschaulicht, allmählich zusammenführt und am Ende des Buches miteinander konfrontiert, gewinnt er einen doppelten, jeweils durch eine Außenseiterposition gebrochenen, jedoch um so kritischeren Blick auf die amerikanische Gegenwartsgesellschaft. Dabei geht er nicht gerade zimperlich mit seinem Heimatland um. Er zeigt die Verrohung an den staatlichen Institutionen, die Verarmung und Verelendung ganzer Stadtviertel, das indifferente Nebeneinander der Menschen, die ihre Sehnsucht nach sozialer Anerkennung symbolisch in Tattoos und Piercings zum Ausdruck bringen, und er schildert das ungestörte Operieren gesellschaftsfeindlicher Gruppen, deren Attentate gerade noch durch das beherzte Eingreifen Einzelner verhindert werden können, während die dafür vorge-

sehenen Einsatzkräfte des Heimatschutzministeriums versagen. Mit Ahmed erschafft Updike zudem eine interessante und vielschichtige Figur, deren Begabung für größtenteils treffende, scharfe Zeitdiagnostik einhergeht mit religiös-fundamentalistischer Verblendung. Das führt zwangsläufig zu einer Überzeichnung der amerikanischen Lebenswirklichkeit, aber auch zu einem deutlicheren Hervortreten von Grundcharakteristika der westlichen Mentalität und Lebensweise. Diese Gesellschaftsanalyse macht auch den besonderen Reiz des neuen Romans von Updike aus, dem es letztlich weniger darum geht, das Phänomen des Terrorismus politisch oder psychologisch auszuloten, als vielmehr darum, die terroristische Bedrohung als Reflex auf eine Gesellschaft zu deuten, in welcher sich verschiedene Religionen, Kulturen und soziale Schichten in ihren jeweils voneinander differierenden Vorstellungen, Wahrheiten und Normen aneinander reiben und entzünden.

Seit der Mitte des letzten Jahrhunderts gilt Updike in diesem Sinne zurecht als genauer und verlässlicher Chronist des amerikanischen Traums. Trotz aller ironischen und zuweilen sogar zynischen Kritik wird aber immer auch Updikes Verbundenheit mit Amerika deutlich; dabei durchweht sein ganzes Werk ein melancholischer Zug, der sowohl die Figuren als auch den Autor selbst nicht beim Gegebenen verharren lässt, sondern über das Jetzt hinaus immer weiter vorantreibt. Unter der glitzernden Oberfläche aus materieller Befriedigung und doch unstillbarem Begehren, die in seinen Romanen so vortrefflich geschildert wird, scheint immer auch die untergründige Leere hindurch, die der amerikanische Traum nicht zu füllen vermag.

Dieses Dilemma bildet auch das Zentrum von «Terrorist»: Wie anders ließe sich erklären, daß ein arabisch-amerikanischer Jugendlicher zu einem islamischen Fundamentalisten wird, der schließlich sogar dazu bereit ist, unter Einsatz des eigenen Lebens gegen exakt *diejenige* Gesellschaft zu kämpfen, innerhalb derer er aufgewachsen ist. Damit macht Updike zugleich deutlich, daß es nicht unbedingt eine Bedrohung aus dem Ausland sein muß, von der die größtmögliche Gefahr für die westliche Öffentlichkeit ausgeht. Mit seiner im Roman durchscheinenden These, daß die amerikanische Gesellschaft den sie bedrohenden Terror selbst mit hervorbringt, mutet er seinen Landsleuten einiges zu. So kann Updike plausibel zeigen, daß Ahmed trotz seiner Radikalisierung Teil der amerikanischen Wirklichkeit ist: Er verkörpert die Reaktion auf eine gesellschaftliche Entwicklung, welche immer mehr Menschen gleichgültig als Opfer zurückläßt und auch diejenigen nicht mehr für sich begeistern kann, die ihren Lebensinhalt nicht einzig im individuellen *persuit of happiness* sehen. Nicht ohne Ironie läßt Updike die terroristische Apokalypse gerade an der selbstdestruktiven Energie eines Depressiven zerschellen, so daß die Kollision zweier unterschiedlicher Formen von Weltverneinung schließlich paradoxerweise in Weltbejahung umschlägt.

Thilo Rissing, Münster

Studieren mit Theo und Sophia

Das Linzer Konzept einer theologischen Kinderuniversität

Als im Jahr 2002 die Universität Tübingen gemeinsam mit dem Schwäbischen Tagblatt die erste Kinderuniversität veranstaltete, fand das ein gewaltiges Echo weit über die Region hinaus. In den Folgejahren sprossen die Kinderuniversitäten wie Pilze aus dem Boden. Mittlerweile gibt es etwa 70 Hochschulen in Europa, die regelmäßig eine Kinderuniversität anbieten, die meisten davon in Deutschland, etwa ein Dutzend in Österreich und der Schweiz, und einige wenige außerhalb des deutschen Sprachraums.¹ Allerdings ist bisher nur in wenigen Fällen die Theologie am Fächerangebot beteiligt – auch dort, wo es starke und traditionsreiche

theologische Fakultäten gibt. Im Gegensatz zum Tübinger Prototyp der Kinderuniversität, wo in das Vorlesungsangebot regelmäßig auch theologische Themen integriert sind, fehlt die Frage «nach Gott und der Welt» vielerorts völlig. Und wo sie doch vorkommt, sind oft ausschließlich AssistentInnen und andere wissenschaftliche MitarbeiterInnen die Vortragenden – ganz im Unterschied zu den meisten anderen Fakultäten, die ihre besten und renommiertesten ProfessorInnen aufbieten. Nicht daß AssistentInnen minderwertige DozentInnen für die Kinderuni wären, im Gegenteil. Aber: Haben die TheologieprofessorInnen keinen Bezug zu Kindern? Scheint ihnen ein Engagement im Rahmen der Kinderuniversität lästig und unproduktiv? Haben sie womöglich gar den Eindruck, jene Fragen, die im Theologiestudium

¹ Genauere Angaben dazu siehe: <http://www.die-kinder-uni.de/html/vorlesungsverzeichnis.html>.

verhandelt werden, könne man Kindern noch gar nicht beibringen, wenn man einen wissenschaftlichen Anspruch verfolge?

Als wir an der Katholisch-Theologischen Privatuniversität (KTU) Linz Ende 2003 zum ersten Mal den Vorschlag einer rein theologischen Kinderuniversität einbrachten, gab es durchaus manches Zögern und Bedenken der KollegInnen. Zugleich aber spürte die Mehrheit die Faszination eines solchen Projekts und die Herausforderung, die darin liegt, mit Kindern anspruchsvoll Theologie zu treiben. Das Votum fiel ziemlich einhellig positiv aus. Doch der Weg zur Verwirklichung, das war allen klar, würde lang sein: Erst im Herbst 2005 konnte die Ausschreibung für das erste Studienjahr an der Kinderuniversität der KTU veröffentlicht werden.² Es beruhte auf sorgfältigen konzeptionellen Vorüberlegungen und auf intensiver fachlicher Schulung der beteiligten Lehrenden.

Im Folgenden soll dieses Konzept der ersten Linzer Kinderuniversität näher dargelegt werden. Es sollen Theorie und Praxis der wohl ersten theologischen Kinderuniversität im familiären Ambiente einer kleinen Hochschule aufgezeigt werden. Auf der Grundlage ihrer Relevanz für die aktuellen Bildungsdiskussionen im deutschsprachigen Raum soll abschließend eine Bewertung des ersten Studienjahrs einen Ausblick ermöglichen.

Theologisieren und Philosophieren mit Kindern

Wenn Kinderuniversitäten errichtet werden, so ist die Frage, welches Interesse die Veranstalter dabei leitet. Soll die Kinderuni zum Werbeträger der jeweiligen Universität werden, indem sie sich nicht nur den Kindern, sondern auch deren Eltern und über die mediale Vermarktung einer breiteren Öffentlichkeit ins Bewußtsein drängt? Oder geht es in erster Linie um den Bildungswillen, die Fragelust der Kinder?

Das Projektteam der Linzer Kinderuni hat sich wie fast alle Kinderuniversitäten, allen voran die Tübinger «Gründeruni», klar dafür entschieden, die Kinder mit ihrem Bildungsinteresse ins Zentrum zu stellen und in der Konzeptionierung von den Bedürfnissen der Kinder auszugehen. Hilfreich dafür war der in der Religionspädagogik aktuelle Ansatz des Philosophierens und Theologisierens mit Kindern, wie er u.a. von John Hull³ und von Anton Bucher⁴ vertreten wird, der erstmals 1992 von Kindertheologie spricht. Kinder – so belegen entwicklungspsychologische Forschungen – konstruieren selbst ihre Wirklichkeit. Sie denken selbstständig über philosophisch-theologische Fragen nach und entwerfen in Interaktion mit ihrer Umwelt eigene Weltbilder. Sie sind aktive Mitgestalter (Co-Konstrukteure) in Bildungsprozessen und als Subjekte des Lernens zu verstehen. Wie der Ansatz des Philosophierens mit Kindern⁶ geht auch jener des Theologisierens mit Kindern davon aus, daß Kinder in ihren Fragen und Sichtweisen einen eigenen Sinn artikulieren und kindliches Denken nicht länger als defizitär betrachtet werden kann. Ein solches Konzept zu vertreten, bedeutet Abschied zu nehmen von der «traditionsreichen Auffassung, Kinder seien theologisch primär zu belehren».⁷ Das konsequente Ernstnehmen der Kinder mit ihren Fragen, ihren Deutungen und ihrer theologischen Rede war und ist Anliegen der Linzer Kinderuni. Sie schließt sich damit den Ansätzen des Philosophierens mit Kindern an, wie sie von Matthew Lipman, Gareth B. Matthews und Ludwig Freese entwickelt wurden. Ihnen geht es darum, die philosophisch-theologischen Fragen der Kinder aufzugreifen und mit ihnen ein Fachgespräch aufzunehmen,

bei dem nach möglichen Argumenten und Antworten gesucht wird. Theologische Gespräche mit Kindern unterscheiden sich in der Struktur wenig von Diskursen akademisch ausgebildeter Theologen. Auf theologische Fragen werden Antworten gesucht, indem sowohl die Theologien der Gesprächsteilnehmer wie auch jene aus Vergangenheit und Gegenwart argumentativ zur Sprache kommen. Anliegen der ersten theologischen Kinderuni in Linz war es, originale Fragen von Kindern in wissenschaftlichen Vorlesungen zu erörtern. Damit sollte den Kindern deutlich werden, daß wissenschaftliches Arbeiten mit dem Fragen beginnt. Zugleich sollten sie erfahren, wie es ist, wenn Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen der theologischen Fakultät sich in systematischer Weise ihrer Fragen annehmen. Zur Vorbereitung dieser Kinderuni wurden daher Volksschulkinder in einer Stadtschule und in einer Schule auf dem Land gebeten, Fragen, die sie den TheologieprofessorInnen in Zusammenhang mit Gott, Religion, Glaube, Kirche, Bibel stellen wollen, aufzuschreiben. Damit war der Prozeß des Theologisierens mit Kindern für die Lehrenden der Universität eröffnet. Die gesammelten 210 Fragen ordnete das Projektteam den jeweiligen theologischen Fachgebieten zu. Dieser systematisierte Fragenkanon wurde den Lehrenden mit der Bitte vorgelegt, daraus Fragen auszuwählen, die ihnen für eine Vorlesung oder ein Seminar so anregend und interessant erschienen, daß sie dazu mit den Kindern in einen theologischen Diskurs treten wollten.

Mit den ausgewählten Fragen und Themen trafen sich die Lehrenden schließlich zu einem internen Fortbildungsseminar. Hier wurde von Dr. Elisabeth E. Schwarz (Wien) zum einen das Konzept des Theologisierens und Philosophierens mit Kindern vorgestellt, zum anderen ging es darum, in einer Art Werkstatt gemeinsam an den Themenstellungen für die Vorlesungen zu arbeiten. In diesem spannenden und intensiven Prozeß wurde deutlich, wie wichtig es ist, sprachlich so nahe wie möglich an den originalen Fragen der Kinder zu bleiben. Denn erstens tritt dann das Bildungsinteresse der Kinder am deutlichsten hervor, und zweitens eröffnet sich den Kindern die größtmögliche Identifikation mit den Themen der Lehrveranstaltungen. So entschied sich etwa der Neutestamentler Prof. Christoph Niemand für die Kinderfrage «Warum wurde Jesus aufgehängt?» und änderte sie nicht in die historisch exaktere Formulierung: «Warum wurde Jesus gekreuzigt?» um. Gerade die Formulierung «aufgehängt» zeigt die kindliche Wahrnehmungsweise und verleiht der Frage ihr spezielles Profil. Die Professorin für Kunstwissenschaft Monika Leisch-Kiesl wählte die Frage «Wie sieht es im Himmel aus?», der Moralthologe Prof. Michael Rosenberger entschied sich für: «Warum lassen sich manche Eltern scheiden?».

Während diese drei Themen in einstündigen Vorlesungen behandelt wurden, gab es zu den folgenden Kinderfragen zweistündige Seminare: «Warum hat Gott die Welt erschaffen?» (Prof. Franz Gruber, Dogmatik); «Kann man mit Gott handeln?» (Prof. Ilse Kögler, Religionspädagogik); «Warum gibt es Krieg?» (Ass. Edeltraud Koller, Moralthologie); «Wer hat den Glauben erfunden?» (Prof. Hanjo Sauer, Fundamentalthologie) und «Können Menschen zaubern?» (Ass. Monika Udeani, Pastoraltheologie). In theologisch-philosophischen Gesprächen mit Kindern kommt dem Unterrichtenden die Aufgabe zu, die Fragen und Antworten der Kinder zu provozieren, auf die Einhaltung des Argumentierens zu achten, das Gespräch zu strukturieren und geeignetes Material aus Geschichte und Gegenwart zur Verfügung zu stellen. Dies wurde sowohl in den Vorlesungen wie auch in den Seminaren versucht. Dem dialogischen Charakter des Theologisierens mit Kindern gemäß, konnten die Kinder frei ihre Gedanken und Ideen äußern, wurden aber angehalten, diese auch zu begründen.

Theologisieren und Philosophieren vollzieht sich allerdings nicht nur verbal, sondern erhält eine zusätzliche Tiefe im gestalterischen Ausdruck von Gedanken. Im Malen, Tanzen oder im szenischen Spiel kann Gedanken nachgegangen, Distanz zu Ideen gewonnen und Neues ins Bewußtsein gehoben werden. Zwei der fünf «Stationen» des Begleitprogramms nach den Vorlesungen

² Siehe hierzu v.a. www.ktu-linz.ac.at/kinderuni.

³ Vgl. John Hull, *God-Talk with young children. Notes for parents and teachers*. Derby 1991; deutsch: *Wie Kinder über Gott reden. Ein Ratgeber für Eltern und Erziehende*. Gütersloh 1997.

⁴ Vgl. Anton A. Bucher, *Kindertheologie. Provokation? Romantizismus? Neues Paradigma?*, in: Anton A. Bucher u.a., *Mittendrin ist Gott. Kinder denken nach über Gott, Leben und Tod. Jahrbuch für Kindertheologie*. Band 1. Stuttgart 2002, 9-27.

⁵ Vgl. Anton A. Bucher, *Kinder und die Rechtfertigung Gottes. Ein Stück Kindertheologie*, in: *Schweizer Schule* 79 (10/1992), 7-12.

⁶ Vgl. u.a. Ludwig Freese, *Kinder sind Philosophen*. Weinheim 1989.

⁷ Anton A. Bucher, *Kindertheologie* (Anm. 4), 9.

widmete sich der kreativen Vertiefung des jeweiligen Themas. Nach der Vorlesung «Wie sieht es im Himmel aus?», bei der die Kinder Himmelsbilder verschiedener KünstlerInnen betrachteten und interpretierten, konnten die Kinder beispielsweise ihre je eigene Himmelsvorstellung mit Fingerfarben auf ein Stofftuch malen.

Auch in den Seminaren arbeiteten die Lehrenden gestaltpädagogisch bzw. an Hand verschiedenster Medien anschaulich mit den Kindern. So verwandelte etwa der Fundamentaltheologe Hanjo Sauer den Seminarraum in eine dunkle Höhle, in die er mit den Kindern stieg und in der er mit einer Taschenlampe auf die Suche nach religiösen Höhlenmalereien ging. Die Religionspädagogin Ilse Kögler behandelte die Frage, ob man mit Gott handeln könne, an Hand eines Zeichentrickfilms von den Simpsons.

Wenn der Ausgangspunkt theologischer Auseinandersetzung im Rahmen der Kinderuni darin lag, daß Kinder ihre theologisch-philosophischen Fragen stellten, so wurde dieser Prozeß des Fragenstellens auch während der Kinderuni-Veranstaltungen fortgeführt. Im Rahmen des Begleitprogramms wurden die Kinder auch ausdrücklich gefragt, welche Themenstellungen sie sich für die Kinderuniversität des nächsten Jahres wünschen würden. So konnten die Lehrenden der Fakultät für die kommende Kinderuni aus einem erweiterten Fragenkanon auswählen.

Uni-Atmosphäre schnuppern

Wer eine Kinderuniversität konzipieren will, schaut sich in der Regel zunächst das Angebot der mittlerweile rund 70 deutschsprachigen *Kinderuniversitäten* an, um das Rad nicht neu erfinden zu müssen. Allerdings sieht dieses Angebot durchaus sehr unterschiedlich aus. Einige wichtige formale Gesichtspunkte seien genannt:

Auswahl der Lehrenden: Während an den meisten Kinderuniversitäten ausschließlich Dozierende der eigenen Universität lehren, laden insbesondere in Österreich einige Hochschulen zu einem kleinen oder auch großen Teil GastdozentInnen von auswärts ein. Solche eingeladenen DozentInnen sind dabei nicht durchgehend an einer universitären Bildungs- oder Forschungseinrichtung tätig, sondern stammen oft aus Einrichtungen des nichtakademischen Bildungsbereichs (z.B. Museen) oder aus Unternehmen, die mit Bildung nichts zu tun haben (z.B. der Leiter einer meteorologischen Station oder der Entwicklungsingenieur aus einem High-Tech-Unternehmen).

Veranstaltungsort: Meistens finden die Lehrveranstaltungen sehr bewußt in universitären Räumen statt. Wenige Kinderuniversitäten gehen mit ihrem Lehrangebot außer Haus. «Nur dort, wo auf der Eingangstür «Universität» draufsteht, kann auch Universität stattfinden», scheint ein weitestgehend akzeptierter Konsens zu sein.

Zeitraum: Während für den Ort ein fast einstimmiger Konsens zugunsten des gewohnten Ortes gilt, kann man das für den Zeitraum schon nicht mehr sagen. Wiederum ist es Österreich, wo etliche Kinderuniversitäten ausschließlich in den Sommerferien stattfinden. Damit tragen sie, ob gewollt oder nicht, den Anstrich eines «Ferienspaßprogramms» und werden mit entsprechenden Freizeitangeboten anderer Organisationen in einen Topf geworfen.

Verbindlichkeit: In seltenen Fällen kommen die Kinder ohne jegliche Anmeldung zur Kinderuniversität. Meist aber ist allein auf Grund des übergroßen Andrangs eine Inskription verpflichtend, die zur Zusendung der Studienberechtigung führt. Selten gibt es die Festlegung von Curricula. Die Kinder wählen vielmehr völlig frei aus dem Angebot aus. Der Erhalt eines Diplomzeugnisses wird ebenfalls selten an einschränkende Kriterien gebunden.

Rahmen: Viele Kinderuniversitäten bieten außerhalb der Lehrveranstaltungen kein weiteres Programm an. Studienausweis oder Studienbuch ist fast überall Standard, die Verleihung eines «Diploms» ebenfalls weitgehend, allerdings meist ohne eigene Feier. Ein «Lexikon» zur Erklärung universitätsspezifischer Fachbegriffe wie «Doktor», «Magister», «Seminar» usw. findet sich auf mehreren Homepages von Kinderuniversitäten, ebenso

Anlässlich des fünfzehnjährigen Bestehens der in enger Anbindung an die Katholische Hochschulgemeinde Oldenburg arbeitenden Oscar Romero Stiftung in Oldenburg erscheint

Klaus Hagedorn, Hrsg.,

OSCAR ROMERO Eingebunden: Zwischen Tod und Leben

BIS-Verlag der C. v. Ossietzky Universität Oldenburg, Oldenburg 2006, Seiten 210, Euro 15,00.

ISBN 3-8142-2039-0

ISBN 978-3-8142-2039-0

Die Publikation dokumentiert die anlässlich der Einweihung des Oscar Romero Hauses in Oldenburg gehaltenen Vorträge von Giancarlo Collet, Bischof Pedro Casaldàliga, Bischof Alvaro Ramazzini, Martin Maier und die Zeugenaussagen von Maria Julia Hernández und Jon Cortina zum ersten Urteil im Mordfall von Erzbischof O.A. Romero. Sie enthält Texte über den «Raum der Stille» im Oscar Romero Haus von Klaus Hagedorn, Thomas Sternberg, Iris Gnisdorsch und Heinrich Timmerevers. Eine Bilddokumentation über das von Roland Peter Litztenburger für den «Raum der Stille» gestaltete Kreuz, über Erzbischof Oscar A. Romero, El Salvador und Guatemala zusammen mit einem Text von Jonas Hagedorn schließen den Band ab.

Die Publikation ist zu beziehen über die Katholische Hochschulgemeinde, Unter den Linden 23, D-26129 Oldenburg bzw. ors@uni-oldenburg.de

Fotos von den Veranstaltungen. Einige Veranstalter öffnen darüber hinaus ihre Mensa für die Kinder und ihre Eltern und bieten familiengerechte Menüs an. Insbesondere das Herz einer jeden Universität, die Bibliothek, wird jedoch kaum in die Angebote einbezogen.

Vor diesen Beobachtungen aus der «Szene» standen wir, als wir begannen, ein Konzept für unsere eigene Kinderuniversität zu entwickeln. Dabei erwies es sich als entscheidend, diese Aufgabe nicht allein unserer Öffentlichkeitsreferentin zu überlassen, sondern im Dialog mit ihr nach einem zugleich pädagogisch verantworteten und öffentlich wirksamen Modell der Kinderuniversität zu suchen. Wenn eine Kinderuniversität einen nachhaltigen Bildungseffekt haben soll, kann sie nicht allein vom Verwaltungspersonal geplant und organisiert werden. Der Lehrkörper steht in der Verantwortung, die Rahmenbedingungen wesentlich mitzubestimmen.

Als *übergeordnetes Ziel* kristallisierte sich für uns schnell das heraus, was wohl auch in Tübingen 2002 die Leitlinie verkörperte: Die Kinder sollen die Universität so realistisch wie möglich erleben – in möglichst vielen Vollzügen des Studienbetriebs, in der vollen Breite der üblichen Lehrformen, in allernächster Tuchfühlung zu den angestammten Rahmenbedingungen wie Inskription, Curriculum und Sponson. Und sie sollen sich – kindgerecht und vereinfacht – in diesen Studienbetrieb einer Universität einüben und mit ihm vertraut werden können. Aus diesen Vorgaben ergaben sich folgende Eckdaten:

Auswahl der Lehrenden: Wenn die Kinder an unserer theologischen Universität möglichst realitätsnah schnuppern sollen, dann müssen wir dazu hauseigene Lehrende einsetzen.

Veranstaltungsort: Mit dem selben Argument ergibt sich die klare Option für das eigene Universitätsgebäude als Ort der Kinderuniversität. Das war nicht unumstritten, denn damit war automatisch die Zulassungsbeschränkung auf rund 100 Kinder verbunden. Bei einer bereits im vorhinein geschätzten Nachfrage der mehrfachen Kinderzahl bedeutete das einen durchaus schmerzlichen Einschnitt.

Zeitraum: Wiederum mit dem Argument der Realitätsnähe kam eine Terminierung der Kinderuniversität in den Sommerferien oder an Samstagen nicht in Frage. Wir einigten uns letztlich auf vier Freitagnachmittage während des laufenden Semesters.

Verbindlichkeit: Diese vier jeweils zweistündigen Termine waren für alle teilnehmenden Kinder verpflichtend. Dabei konnten sie für den dritten Termin unter fünf angebotenen Seminaren eines auswählen, ansonsten war das Curriculum wie im echten Studium weitgehend festgelegt. Insbesondere die drei Vorlesungen waren Pflicht.

Rahmen: Nach einer formellen Inschriftion und der Einzahlung des Studienbeitrags erhielten die ersten 100 Kinder ihren Studienaussweis, den sie vor jeder Veranstaltung vorlegen und abstem-peln lassen mußten. Dieser Studienaussweis hatte unterschiedliche Farben, die die Zuteilung der Kinder zu dem Seminar ihrer Wahl symbolisierten. Zu Beginn jeder Veranstaltung sammelten sich die Farbgruppen, die jeweils von zwei «Kinderuni-AssistentInnen» betreut wurden (s.u.). Nach den Vorlesungen im Plenum gingen die Gruppen dann getrennt durchs Haus, um auch die anderen Räume einer Universität kennenzulernen, allen voran die Bibliothek mit ihrem reichen und teilweise altherwürdigen Buchbestand und ihren Recherchemitteln. Aber auch die anderen Räume im Haus wie Multimediahörsaal, Seminarräume und «Katakomben», das Gewölbe zum Feiern, sollten sie kennenlernen. Begleitend fanden sie auf der Homepage Fachworterklärungen zu universitätsspezifischen Begriffen sowie Fotos der Veranstaltungen. Ebenfalls dort konnten sie nach Abschluß des ersten Studienjahres ihre Evaluation abgeben.

Am markantesten dürften zwei Charakteristika der KTU-Kinderuniversität auffallen, die diese wohl von den meisten anderen Kinderuniversitäten abheben: Zum einen traten zu Beginn jeder Veranstaltung zwei Handpuppen auf, Theo und Sophia, die im Dialog miteinander und mit den Kindern wichtige universitätsspezifische Begriffe klärten («Was ist eine Vorlesung?» «Wie verhält man sich in einem Seminar?» usw.). Sie ermöglichten so das schnelle und effektive Kennenlernen der Bräuche an einer Universität, wie z.B. des Klopfens am Anfang und am Ende einer Lehrveranstaltung, des vorwiegend monologischen Charakters einer Vorlesung, der Elemente und des Ablaufs einer Sponsion. Zum anderen, und das ist konzeptionell sicher weit bedeutender, wird manchem sofort der hohe Verpflichtungsgrad der Linzer Kinderuniversität ins Auge springen. Was rechtfertigt es, die Anmeldung für vier zweistündige Veranstaltungen nur im Paket zu «verkaufen»? Welcher Vorteil wiegt die Tatsache auf, damit insgesamt nur 100 statt ansonsten im Idealfall 400 Kindern das Erlebnis einer Kinderuni bieten zu können? Hier stand für uns ein durchaus hoher Bildungsanspruch im Vordergrund. Unser Ziel war es, daß die teilnehmenden Kinder in das «Fluidum» einer Universität hineinwachsen und zentrale Techniken des Studierens wie z.B. das eigenständige Mitschreiben ohne Diktat, während des weiterlaufenden Vortrags einüben sollten. Sie sollten mit bestimmten Abläufen und Verhaltensweisen wirklich vertraut werden. Außerdem sollten sie zumindest eine Ahnung von der Breite der Theologie und ihren einzelnen Fächern bekommen. All das ist aber durch die Teilnahme an einer einzigen Veranstaltung unmöglich zu vermitteln. Hierfür braucht es einen längeren An-weg und die Kontinuität eines Programms aus einem Guß.

Persönliche Betreuung erleben

Die KTU ist mit ihren rund 500 Studierenden eine kleine, familiäre Universität. Der einzelne hat – wie es sich gerade in der Theologie eigentlich von selbst versteht – einen Namen und ein Gesicht. Auch das sollten die Kinder spüren können. Deswegen war für uns klar, daß eine möglichst persönliche Betreuung der Kinder stattfinden sollte. Mit dieser wären aber die acht beteiligten Lehrenden allein überfordert gewesen.

Nun hat eine theologische Fakultät einen Schatz, den wohl nur wenige andere Fakultäten in diesem Umfang aufweisen können: Ein relativ hoher Anteil der Studierenden ist in der Jugendarbeit

engagiert. Insofern war es ein leichtes, aus den Reihen der Studierenden eine Gruppe von «Kinderuni-AssistentInnen» anzuwerben, die große Erfahrung im Umgang mit Kindern und Kindergruppen mitbrachten.

Ihre Rolle im Rahmen der Kinderuni war es, wie echte UniversitätsassistentInnen teils zuarbeitend, teils eigenverantwortlich gestaltend tätig zu werden. Während der Lehrveranstaltungen sorgten sie dafür, daß die Kinder sich optimal einfinden und im Notfall hinausbegleitet und individuell betreut werden konnten. Zudem unterstützten sie die Lehrenden logistisch – insbesondere in den Seminaren, wo teilweise Kleingruppen- oder Einzelarbeit angesetzt war. Im Begleitprogramm hingegen arbeiteten sie selbständig mit den Kindern – bei deren Führung durch die Bibliothek, beim Vorführen und Besprechen von Medien im Multimediahörsaal, bei einem Quiz mit Fragen zu universitären Fachbegriffen, im Kreativworkshop und im «Frageraum», in dem Fragen für die Lehrveranstaltungen des nächsten Jahres gesammelt wurden.

Das Kennenlernen «echter» Studierender hat darüber hinaus auch Zeugnischarakter. Die Kinder können Menschen erleben, die das Studium der Theologie gewählt haben und darin mehr oder weniger weit fortgeschritten sind. Sie haben die Möglichkeit nachzufragen, warum und mit welchem Berufsziel sie das studieren und wie das alles vor sich geht. Wenn z.B. in der Bibliothek ein Studierender eine Diplomarbeit zeigt und dann hinzusetzt, daß er selber gerade an der Abfassung einer solchen sitzt, ist der Eindruck der Kinder viel nachhaltiger, als wenn ein Professor oder der Bibliotheksdirektor das präsentieren würde.

Bildung, nicht Ausbildung erfahren

Ist Jesus echt oder Legende? Warum gibt es Leben? Warum bin ich ich? Wann hört die Welt auf? Wie sieht meine Zukunft aus? Warum gibt es Gott? Hilft Gott armen Menschen? Warum muß man sterben? Wenn Kinder im Rahmen einer theologischen Kinderuni motiviert werden, solche und ähnliche Fragen zu stellen, erleben sie Universität als Ort zweckfreien Nachdenkens, Sich-Zeit-Nehmens für die großen und schwierigen Fragen des Lebens, auf die auch Erwachsene keine endgültigen Antworten haben. Im Rahmen der theologischen Kinderuni geht es um mehr als um lexikalisches, technisch oder ökonomisch verwertbares Wissen. Es geht nicht um die instrumentelle Klugheit «schlauer Füchse», wie es das Logo der Kinderuni Steyr vermittelt, sondern um persönliche Begegnung beim Suchen von Fragen und Antworten und um ein gemeinsames Lernen mit «Theo und Sophia»; nicht um Ausbildung, sondern um freie Denkräume und Denkzeiten, in denen das Kind sich selbst und sein Leben entdeckt. Mit anderen Worten: Es geht um Universität im besten und ursprünglichsten Sinn des Wortes.

Die Botschaft an die Kinder lautet: Es ist gut, wenn du fragst, wenn du schwierige Fragen stellst. Es gibt erwachsene WissenschaftlerInnen, die mit dir darüber nachdenken wollen, weil es wertvoll ist, sich über den Sinn des Lebens, Gott und die Welt, Leben und Sterben den Kopf zu zerbrechen. Damit positioniert sich die Kinderuni der KTU Linz im derzeitigen Bildungsdiskurs jenseits von Ausbildungs- und Qualifizierungslernen. Nicht frühe Qualifizierung oder Anpassung an gesellschaftliche oder ökonomische Plausibilitäten ist ihr Ziel, sondern das gemeinsame Eintauchen in die Welt des Denkens und Argumentierens. Damit schließt sich die Linzer Kinderuni einem kritischen Bildungsbegriff an.⁸ Bildung bedeutet Entwicklung der Fähigkeit, geschichtlich denken, aber auch Utopien entwerfen zu können; es geht um persönliche, reflektierte Mündigkeit und um die Fähigkeit der Verständigung in einer plural gewordenen Wirklichkeit. Es geht um Lust am Leben, weil Bildung mehr im Blick hat als den produzierenden und konsumierenden Menschen: «Das Andere, das nicht praktisch

⁸ Vgl. Karl Ernst Nipkow, Bildung als Lebensbegleitung und Erneuerung. Kirchliche Bildungsverantwortung in Gemeinde, Schule und Gesellschaft. Gütersloh 1990.

Brauchbare, das nicht Zweckgebundene, das ist das Eigentliche. Dort ist der Mensch Mensch.» (Nikolaus Harnoncourt)

Was die philosophisch-theologische Kinderuni in Linz bieten kann, ist die Förderung einer existentiell bedeutsamen Sprache, einer Kultur des Fragens und offenen Suchens nach möglichen Antworten. Sophia, die ihre Fragen hin und her wendet und so immer neu und anders stellt, und Theo, der Kopfstand macht, damit er Gott und die Welt anders als aus den etablierten und hinreichend bekannten Blickwinkeln betrachten kann, sind die sprechenden und die Kinder ansprechenden Symbolfiguren dieses Bildungsverständnisses.

Auswertung und Ausblick

Rückblickend auf die eigenen Erfahrungen, aber auch unter Berücksichtigung der Evaluation durch Kinder wie Lehrende läßt sich feststellen, daß das gedachte Konzept weitestgehend aufgegangen ist. Alle Beteiligten haben die Kinderuni 2006 als ausgesprochen bereichernd und wertvoll erlebt.

In den *Kindern* wurden enorme Fähigkeiten geweckt und gefördert: Viele schrieben die gesamte Vorlesung über eigenständig mit. Sie beteiligten sich in hohem Maß am Mitdenken und Mitdiskutieren und stellten in weit überdurchschnittlichem Maß selbständige kritische Nachfragen. Kerngedanken entdeckten sie oft selbst, die Lehrenden brauchten diese dann nur noch in Fachbegriffe kleiden. Stets waren rund 90 bis 95 der 100 Kinder anwesend. Insbesondere ihre Freude an der Sache und das Einsetzen einmal eingeübter Techniken bis zum letzten Termin offenbarten eine große Nachhaltigkeit. Sehr schnell konnten auch die Kerninhalte der vorausgehenden Veranstaltung von den Handpuppen abgefragt werden. Trotz vier bis sechs Wochen zeitlichem Abstand präsentierten die Kinder teilweise wortwörtliche Wiedergaben der zentralen Thesen. Alles in allem deuten wir das als eine klare Bestätigung dafür, daß der hohe Verpflichtungsgrad zur Teilnahme an der gesamten Veranstaltungssequenz berechtigt und sinnvoll ist.

Für die *Lehrenden* schlug v.a. das subjektive Erleben eines Lernerfolgs zu Buche: Wir können ja tatsächlich auch Kindern unsere hohe Wissenschaft vermitteln – das zu erfahren ist keine Selbstverständlichkeit. Darüber hinaus spürte das gesamte *Team* aus Lehrenden, Studierenden und Verwaltungsangestellten gleichsam als «Nebenertrag» ein neuartiges Zusammengehörigkeitsgefühl als einer Universitätsgemeinschaft mehrerer Gruppen, die einander sonst eher im Gegenüber erleben. Einige Kinderuni-AssistentInnen betonten, daß es für sie eine hohe Motivation war, seitens der Lehrenden ein so großes Vertrauen entgegengebracht zu bekommen und so eigenständig mitarbeiten zu dürfen. Schließlich war der hohe «Spaßfaktor» des Unternehmens für alle Beteiligten unübersehbar.

Zwei kleine Aspekte der *Selbstkritik* blieben, die im Studienjahr 2007 besser gemacht werden können. Zum einen sollte die Bibliothek als das Herzstück einer geisteswissenschaftlichen Universität noch stärker einbezogen werden – z.B. über eine Eintrittskarte zu einem «Arbeitsbesuch» in der Bibliothek in Begleitung eines Erwachsenen irgendwann im Laufe des Kinderuni-Semesters, vielleicht auch kombiniert mit einem Fragebogen, der bis zum letzten Termin bearbeitet sein muß und Fragen zu den Themen der Lehrveranstaltungen enthält. Zum anderen könnte es stärker ausgebaut werden, daß die Kinderuni-AssistentInnen als Studierende von Theologie und Philosophie ja höchst glaubwürdige ZeugInnen dafür sind, daß ein entsprechendes Studium die Mühe lohnt. Vielleicht sollte man ihrem persönlichen Zeugnis etwas mehr Raum geben und sie z.B. in der Kleingruppe einmal zehn Minuten von sich erzählen lassen.

Daß die nächste Kinderuni schon bald folgen wird, ist aus diesen Zeilen bereits ersichtlich. In Zeiten, in denen sich Kirche eher verzagt zurückzieht, scheint die Kinderuni ein hervorragender Weg, mutig in die Offensive zu kommen. Theo und Sophia haben noch viele Fragen über Gott und die Welt, die sie gerne mit kompetenten Fachleuten diskutieren wollen.

Silvia Habringer-Hagleitner und Michael Rosenberger, Linz

«... wie man wurde, wer man ist»

Zu den Memoiren des Journalisten und Historikers Joachim Fest

Warum Joachim Fest in seinen allerletzten Lebenstagen so wütend auf Günter Grass war, kann man beim Lesen seiner Erinnerungen gut verstehen¹: Der junge Joachim Fest hatte sich als Freiwilliger zum Kriegsdienst nur deshalb gemeldet, um damit der Waffen-SS zu entgehen. «In diese Zeit fiel ein ungewöhnlich heftiger Streit mit meinem Vater. Fast beiläufig hatte ich in einem meiner Briefe geschrieben, daß ich mich unlängst als Freiwilliger zur Luftwaffe gemeldet hätte, und konnte, kaum daß die Post in Berlin war, am Telefon geradezu hören, wie der Zorn in meinem Vater hochstieg. «Freiwillig!» rief er, nach Luft ringend. «Zu diesem Krieg! Hast du an mich gedacht? An uns?» Als ich bejahte, entgegnete er: «Das werde ich nie verstehen!» Doch Joachim Fest ist sich eigentlich sicher, daß der Vater dies verstehen wird. «Die Meldung als Freiwilliger biete den einzigen Weg, nicht zur SS eingezogen zu werden, deren Werber kürzlich in der Klasse gewesen seien. Ich weiß die Worte nicht mehr, mit denen ich meinem Vater den Entschluß einleuchtend zu machen versuchte. Zuletzt hängten wir nach langem Streit und noch längerem Schweigen ein. In dem Brief, der wenige Tage später eintraf, schrieb er in unfäßbarer Offenheit, zu dem «Verbrecherkreiß Hitlers» melde man sich nicht freiwillig, auch nicht um den Preis, der SS zu entgehen. «Diese Entscheidung», schloß er, «mußt du Gott überlassen oder, wenn dir das lieber ist, dem Schicksal. In deiner Hand jedenfalls liegt sie nicht, auch wenn du das annimmst.»»

Joachim Fest hat es in einem gut geschriebenen Buch geschafft, uns Einblicke zu verschaffen, welche Geschichtsbücher und Geschichtsfilme uns so nicht gegeben haben. Ein Buch, in dem uns die Welt derer beschrieben wird, die den Mord an den Juden überhaupt nicht für möglich gehalten hatten und sich dann doch beim unerlaubten Abhören der «Feindsender» eingestehen mußten, ja, der Massenmord ist im vollen Gange. Kurz vor dem Aufbruch aus Berlin, als die Koffer schon gepackt waren, schlug der Vater dem jungen Schüler Joachim einen kurzen Spaziergang vor. «An den Sandbergen, als weit und breit niemand zu sehen war, kam er noch einmal auf seinen Ausbruch zurück: Er sei so aufgebracht, weil er schreckliche Nachrichten aus dem Osten habe.» Als der junge Joachim Fest Weiteres und Genaueres hören wollte, lehnte der Vater ab: «Vielleicht ein andermal. Denn es würde dich nur in Gefahr bringen!»

Joachim Fest selbst stellt dann als blutjunger Zeitgenosse fest: Man «stieß auf immer neue Hinweise über Massenmorde in Rußland, Polen und anderswo. Zwar klang vieles widersprüchlich und wurde nur als Hörensagen weitergegeben; die Häufung hingegen erhob das Berichtete fast zu Gewissheiten.»

Im Frühjahr kommt noch mal der für Joachim Fest wichtige Pfarrer Johannes Wittenbrink, mit dem er wunderbar über Mozarts Opern philosophieren kann, auf ihn zu und weicht ihn unter «Beschwörungen strengsten Stillschweigens in kaum vorstellbare Greueltaten ein, die er von rastlosen, an der Ostfront eingesetzten Gemeindemitgliedern erfahren hatte». Bis zur Verzweiflung habe dieser Pfarrer seinen Vater mit der Frage bringen können, was gegen solche Verbrechen zu tun sei.

¹ Joachim Fest, *Ich nicht. Erinnerungen an eine Kindheit und Jugend*. Rowohlt, Reinbek 2006, 367 Seiten.

Freunde und Feinde

Wie in Heinrich Bölls Kriegsbriefen² erfährt der Leser etwas über den «Stumpfsinn des Militärlebens». Oder nehmen wir den Einstieg in das dramatische Kapitel «Freunde und Feinde». Joachim Fest ist gerade so an einem Hinauswurf aus dem Berliner Gymnasium vorbeigekommen. Als Folge davon mußte er mit seinen beiden Brüdern Wolfgang und Winfried in einem katholischen Internat in Freiburg die Schule fortsetzen. Bei der Rückreise nach Freiburg wollten Joachim Fest und sein Bruder Wolfgang die Zeit in der Eisenbahn zum Lesen nutzen, dicke Schmöcker wollten sie bei diesen langen Fahrten auslesen. Aber in Kassel stieg eine «fortwährend plappernde Frau» ein, die davon erzählte, «in Berlin sei ihr unlängst auf der Pariser Straße ein Passant mit schiefen Absätzen aufgefallen, sagt sie nach kurzem Atemholen, der habe sie an eine Bemerkung ihres Vaters erinnert, wonach es zu den Kennzeichen der Juden gehöre, die Absätze krumm zu treten. Sie habe sich am Übergang Güntzelstraße neben den Mann gedrängt und festgestellt, daß er keinen Judenstern trug. «Aber er war einer», fuhr sie fort. (...) In gedämpftem Ton setzte sie nach einem prüfenden Blick durchs Abteil hinzu: Es heiße ja auch, die Juden würden Geld und Schmuck in den Absätzen verbergen, wer da aufpasse, könne «ganz schön reich» werden. Keiner der zwei Mitreisenden sagte ein Wort. Winfried schlief. Wolfgang murmelte etwas von «Beine vertreten» und forderte mich auf: «Los komm! Langes Sitzen tut nicht gut!» Kaum waren wir auf dem Gang, schimpfte er unvorsichtig laut: «Eckelhaft! Volksgenossin! Ich bat ihn leiser zu sprechen, aber er fuhr mich an: «Halt die Klappe! Vater hat wirklich recht: Mit so was will ich nicht zusammengehören. Volksgemeinschaft ist zum Kotzen!»» Das ist nur eines von diesen unendlich vielen und reichen Partikeln, von den Bruchstücken, die dieses Buch auszeichnen. Es hat in jedem Kapitel ganz eindringliche und interessante Abschnitte.

Joachim Fest beschreibt die anti-nationale Stimmung nach dem Krieg, die sich aus Anlaß der Fußball-Weltmeisterschaft 2006 gedreht hat: Als er bei einem Gespräch nach seinem ersten Konzertbesuch nach dem Kriege, bei dem Wilhelm Backhaus das Fünfte Klavierkonzert von Beethoven gespielt hatte, einem Besucher

² Vgl. Heinrich Böll, Briefe aus dem Krieg 1939-1945. Zwei Bände. Köln 2001; Rupert Neudeck, «Gott verläßt uns doch nicht.» Sechs Jahre Krieg – gespiegelt in Briefen Heinrich Bölls, in: Orientierung 66 (2002), 55-59.

ORIENTIERUNG (ISSN 0030-5502)

erscheint 2× monatlich in Zürich

Katholische Blätter für weltanschauliche Informationen
Herausgeber: Institut für Weltanschauliche Fragen

Redaktion und Aboverwaltung:

Scheideggstraße 45, CH-8002 Zürich

Redaktion: Telefon 044 204 90 50, E-Mail orientierung@bluewin.ch

Aboverwaltung: Telefon 044 204 90 52, E-Mail orientierung.abo@bluewin.ch

Telefax 044 204 90 51

Homepage: www.orientierung.ch

Redaktion:

Nikolaus Klein, Josef Bruhin, Werner Heierle,
Paul Oberholzer, Pietro Selvatico

Ständige Mitarbeiter:

Albert von Brunn (Zürich), Beatrice Eichmann-Leutenegger (Muri BE),
Heinz Robert Schlette (Bonn), Knut Walf (Nijmegen)

Preise Jahresabonnement 2007:

Schweiz (inkl. MWSt): Fr. 65.– / Studierende Fr. 50.–

Deutschland und Österreich: Euro 52.– / Studierende Euro 40.–

Übrige Länder: Fr. 61.–, Euro 35.– zuzüglich Versandkosten

Gönnerabonnement: Fr. 100.–, Euro 70.–

Einzahlungen: ORIENTIERUNG Zürich

Schweiz: Postkonto Zürich 87-573105-7

Deutschland: Postbank Stuttgart (BLZ 600 100 70) Konto Nr. 6290-700

Österreich: Bank Austria, Creditanstalt Zweigstelle Feldkirch (BLZ 12000),

Konto Nr. 00473009 306, Orientierung, Feldkirch

Übrige: Credit Suisse, CH-8070 Zürich (BLZ 4842), Konto Nr. 556967-61

Druck: Druckerei Flawil AG, 9230 Flawil

Abonnements-Bestellungen bitte an die Aboverwaltung.

Das Abonnement verlängert sich automatisch, wenn die Kündigung nicht 1 Monat vor Ablauf erfolgt ist.

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion.

erklärte, Beethovens Metaphysik sei unverbesserlich deutsch, da meinte dieser, «so «national» rede man nicht mehr, eine Generation lang mindestens verbiete sich das.» Auf seine Frage, ob man denn nicht mal Beethoven als Deutschen bezeichnen dürfe, erhielt er die Antwort, «die Behauptung sei zwar unbestreitbar, doch unterlasse man sie besser. «Unser Land», schloß er, «ist derzeit nicht à la mode.» Er frage sich, ob ich das noch nicht bemerkt hätte.»

Die Familie war der Rettungsanker für die Geschwister Fest. Aber die Verluste aus der Zeit der Hitler-Diktatur und des Krieges sind bemerkbar. Der Vater wird nach Kriegsende nie mehr so souverän und fröhlich sein, wie er dies war. Er wollte den Sohn zu Beginn der fünfziger Jahre vom Studium zeitgeschichtlicher Themen und den Recherchen über Adolf Hitler abhalten: «Hitler und seine Herrschaft seien kein Gegenstand für einen ernst zu nehmenden Historiker, sagte er, sondern schlechterdings ein «Gossenthema».» Vielleicht war der Vater der präzisere Analytiker der Hitler-Zeit: Die Deutschen hätten ihre «Vorliebe fürs Primitive entdeckt. Nicht der nachdenkliche Gelehrtentyp des 19. Jahrhunderts ist, wie er (scl. Joachim Fests Vater) es gewesen war, ihr Vorbild.» Heute sei es eher der «Stammeskrieger, der um einen Pfahl tanzt und dem Häuptling die bemalte Grimasse entgegenstreckt. Das Volk Goethes!»

Mit Abscheu bemerkt Joachim Fests Familie, wie die Mehrheit der Deutschen nach dem Krieg von sich behauptet, schon immer gegen Hitler gewesen zu sein. Der Vater überlegt, ob er das ihm angetragene Abgeordneten-Mandat annehmen soll. Er übernimmt den Vorsitz in der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit.

Es finden sich ungeheuerlich sensible Beobachtungen in Joachim Fests Buch. So war für den Vater der «Anschluß» Österreichs an das Großdeutsche Reich noch einmal ein Testfall. Denn natürlich dachten die Gegner des Regimes wie die Katholiken überhaupt in großdeutschen Vorstellungen. Für den Vater habe sich als Trostgeschenk mit dem siegreichen Hitler-Feldzug nach Wien ergeben, daß Deutschland nun katholischer werde. Es habe, so schreibt Joachim Fest, nur Tage gedauert, dann habe sein Vater seinen grandiosen Irrtum eingesehen: «Schon beim vorzeitig angesetzten Treffen der Freundesrunde erfuhr er von den Schikanen gegen die Juden, hörte entgeistert, daß sich der verehrte Egon Friedell, dessen «Kulturgeschichte» zu seinen Lieblingsbüchern gehörte, in Todesnot aus dem Fenster gestürzt habe und daß die SS in der bald so genannten Ostmark einen bis dahin nie verzeichneten Zulauf fand.» Als die markanteste Stelle für diese, dem Nationalsozialismus von allem Anfang an widerstehende Form des Bildungsbürgertums gilt dem Rezensenten jene Stelle, wo Joachim Fests Vater fragt: ««Warum geht das mit Hitlers leichten Siegen immer so weiter?» (...) Und warum, so ein andermal, komme diese Mischung aus Vorteilsgier und Hochmut gerade in Deutschland zum Ausbruch? Warum breche der Nazischwindel nicht im Gelächter der Gebildeten zusammen? Oder dem der einfachen Leute, die ja meist mehr «Charakter» haben?»

Ein sensibel bis zum Zerbersten zu lesendes Buch, das nach Joachim Fests Tod am 11. September 2006 zu einer Art Testament geworden ist. Es mündet in die Maxime: Habt immer Mißtrauen gegen die großen Welterlösungsformeln. Die Mutter in ihrer katholischen Gläubigkeit habe ihm die Erkenntnis vermittelt, «daß es das Böse gibt. (...) Mit Vorliebe trete es in menschenfreundlicher Verkleidung auf, als Liebschaft, Wohltäter, Schönredner und bis zu einer Art Gott. Die Menschen fielen in Scharen darauf herein.»

Rupert Neudeck, Troisdorf

Folgende Jahrgänge der Orientierung sind gratis abzugeben

1970-1983 und 2002-2004

Falls Sie Interesse haben, melden Sie sich bei uns. Wir werden Sie mit dem Anbieter (Nähe Freiburg, Brsg.) in Kontakt bringen.

ORIENTIERUNG, Scheideggstr. 45, CH-8002, Zürich

Tel. 0041 (0)44 204 90 50. Fax 0041 (0)44 204 90 51

Email: orientierung@bluewin.ch